

Die Neue Welt.



Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.

№ 3.

1880.

Erscheint wöchentlich. — Preis vierteljährlich 1 Mark 20 Pfennig. — In H-fsten à 30 Pfennig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

[1879]

Dem Schicksal abgerungen.

Novelle von Rudolph von B.

(Fortsetzung.)

Seltzam erregt und bewegt! In der That! Aber wenn die verehrten Leserinnen, gleich den Kollegen Fritz Lauters im Seseersaale, daraus schließen wollten, daß Fritz sich über Hals und Kopf verliebt hatte in seine dereinstige Spielgenossin, so würden sie irren gleich jenen. Trotz seiner zwanzig Jahre war er viel zu überlegt und ruhig, um so rasch hingerissen zu werden. Der erste Eindruck des unerwarteten Wiedersehens war allerdings ein mächtiger, beinahe verwirrender gewesen, und während der wenigen Minuten in Wandas Gesellschaft hatte ihn die Hast der Ereignisse nicht mehr zur Besinnung kommen lassen. Auf dem Wege nach Hause begann er jedoch nachzudenken über das, was gesehen und was er gesehen — und der Frost, welcher ihn trotz der ziemlich warmen Abendtemperatur und trotz seiner dicken Einhüllung allmählich zu schütteln begann, trug wesentlich dazu bei, seine Gedanken kühl und nüchtern zu gestalten.

Wanda war ganz das natürliche, liebe Kind wie früher, und — dafür hatte Fritz Lauter auch ein Auge gehabt — ein sehr hübsches, man könnte wohl sagen, ein reizendes Mädchen! Wie gern hätte Fritz den alten kindlich freundschaftlichen Verkehr mit ihr wieder aufgenommen — aber Wanda war zu allemdem leider ein reiches, sogar ein vornehmes Mädchen. Merkwürdig, wie rasch die Leute heutzutage vornehm werden können! Fritz hatte ein sehr gutes Gedächtniß und entsann sich genau des Verhältnisses, in dem Herr Alster vor zehn bis fünfzehn Jahren zu seinem Vater gestanden, der als höherer Steuerbeamter eine all-gemein geachtete gesellschaftliche Stellung eingenommen hatte. Wie hatte Herr Alster vor Glückseligkeit gestrahlt, als ihm der joviale Lauter einst bei seiner Geburtstagsfeier, die Herr Alster durch eine Maibowle verschönern zu dürfen sich ausgebeten hatte, das vertrauliche Du angeboten. Mit welchem Stolz hatte Herr Alster sich bei jeder Gelegenheit in die Brust geworfen und behauptet: Mein Freund, der Obersteuereinnnehmer selbst, hat mir gesagt, Alster, ich versichere dich, die Sache verhält sich so oder so! Damals war dem Herrn Alster von Vornehmheit noch nicht die Spur anzusehen gewesen; und die paar Jahre darauf, als Alster ins Stadtverordnetenkollegium gekommen war, ging es mit ihm noch viel schneller empor auf der Leiter der öffentlichen Werthschätzung und des persönlichen Glückes, als es mit der ihres Ernährers beraubten Familie Lauters bergab ging. Ja, die Mutter unseres Fritz, die sich Tag und Nacht abquälte, um erst durch Stücken und später, als das gar zu elend bezahlt wurde, durch Handschuhnähen das nöthigste zu ihrer kümmerlichen Wittwen-

penzion hinzuverdienen, da ihre bereits verheiratheten oder sonst selbstständig gewordenen Kinder mit ihrer eigenen Existenz hart genug zu kämpfen hatten und nicht im Stande waren, sie in erwähnenswerther Weise zu unterstützen, — die Mutter, das hatte Fritz oft genug mit seinem scharfen Knabenauge beobachten können, war von ihren nächsten Bekannten sogar — bestenfalls mitleidig — über die Achsel angesehen worden, — gar manche liebe Freundin aus besseren Tagen that grade so, als ob die arme Frau selber schuld sei an der Dürftigkeit ihrer Lage; man war nicht selten herzensroh genug, ihr, wenn sie sich ein Wort der Klage entschläpfen ließ, mit dem alten thörichten Sprichwort zu antworten: „Wer da spart in der Zeit, der hat in der Noth.“

Wie zogen dagegen die Leute vor Herrn Alster von Jahr zu Jahr tiefer den Hut! Als er Stadtverordneter geworden, nannte man ihn wohlwollend einen angesehenen Mann; nachdem er sein Haus so glänzend verkauft und ins Thal gezogen war, ward er ein vorzüglicher, hochangesehener Mann; als es stadtkundig wurde, daß er durch die Betheiligung an Eisenbahn- und anderen Aktienunternehmungen in wenigen Jahren hunderttausende von Thalern verdient hatte, erhielt er den ersten und bald darauf einen zweiten Orden und wurde bei seinem vor kurzem stattgehabten 25jährigen Bürgerjubiläum als allverehrter, hochverdienter Mitbürger von aller Welt angefeuert und angehocht.

Fritz Lauters Mutter hatte jene Zurücksetzung nicht verdient; ob Herr Alster sein Emporkommen wirklich verdient haben mochte? Wie man nur in wenigen Jahren so ungeheuer viel Geld verdienen kann! Und wenn der eine so viel sich zu erheben, so hoch empor zu kommen vermochte, sollte das nicht jeder geübte, fleißige und energische Mensch auch können? Wenn es mit rechten Dingen zugegangen war bei Herrn Alster, wenn er — im edlen Sinne des Wortes — wirklich verdient, was er errungen — warum nicht? Gewiß, es mußte möglich sein! Das waren die Gedanken, welche in Fritz Lauter aufzutauchen anfangen auf der Fahrt aus dem Thal in die Obervorstadt am Tage jenes unfreiwilligen Bades, und welche er in der nächsten Zeit nicht wieder abshütteln konnte.

Er war ganz dazu angelegt, nicht eher zu ruhen, bis er ein Räthsel gelöst, das ihn zu quälen begonnen. Flugs hatte er sich vorgenommen zu erforschen, wie es wohl Herr Alster gemacht habe, daß er so reizend schnell zu Anseh'n und Reichthum gelangt. Daß er sich dabei keine ganz leichte Aufgabe setzte, wußte er, und das grade reizte ihn. Als Junge schon hatte er seine Mutter

gefragt, wie man es machen müßte, um reich und geehrt zu werden. Die Mutter hatte schmerzlich lächelnd das liebe Haupt geschüttelt und gemeint, reich und geehrt von den Menschen werden, das stünde nicht immer in der Macht des einzelnen Menschen; was der einzelne thun könne, sei nur, sich durch wackere Arbeit und redlichen Lebenswandel solchen irdischen Glückes würdig zu zeigen. Diese Auskunft hatte dem Fritz nie recht gefallen wollen. Noch weniger aber befriedigte ihn, was er später erfuhr, wenn er ähnliche Fragen an die ihm besonders klug und lebenserfahren erscheinenden Bekannten gerichtet hatte. Der eine meinte: Wer fleißig und sparsam ist, kommt allezeit vorwärts. Der andere sagte: Ja, Glück muß der Mensch haben — ohne Glück hat nichts in der Welt Geschick. Der dritte erklärte: Wer die Menschen richtig zu behandeln und zu benützen wüßte, der käme am besten vorwärts. Der vierte, und das mochte wohl der geschickteste von allen sein, orakelte, auf die Gelegenheit komme es an und auf die Geschicklichkeit, sie zu benutzen. Jeder Mensch hätte wenigstens einmal im Leben Gelegenheit, es zu was Ordentlichem zu bringen; befondern Glückspitzen böte sich diese Gelegenheit öfter; die meisten Menschen wären aber blind für solche Gelegenheiten, ließen sie immer unbenutzt vorübergehen und schleppten zeitlebens wie Karren-gänule den schweren Kumpelkasten ihrer Existenz in den ausgefahrenen Gleisen des Alltäglichen dahin. Fritz war viel zu sehr gewекten Kopfes, um nicht bald weg zu haben, daß mit solcher Weisheit als Lebensrichtschnur wenig anzufangen sei.

Er hatte bereits Erfahrungen gemacht, die ihn das lehrten.

Im Kellergeschos des kleinen Hauses in der Langenholzgaße, wo seine Mutter ihren mehr als bescheidenen Wittwensitz aufgeschlagen hatte, lebte seit mehr als zwanzig Jahren ein Schuhmacher mit seiner Frau und vier Kindern. Der Fleiß des Mannes war sprüchwörtlich im ganzen Stadtviertel; der erste Arbeiter, der früh morgens um fünf Uhr zur Fabrik ging, sah das Taglicht in der feuchten Kellerstube des Meister Liebermann seine flackernden Strahlen auf die große Glasugel werfen und hinter der Angel den Meister auf seinem Schemel hocken und Ahle und Fehdraht hantiren, als wenn er eine Maschine sei und gar kein Mensch, und der letzte Lüderjahn, der des Abends um zwölf Uhr aus der Schnapskneipe nach Hause wankte, fand ihn noch ebenso maschinenhaft emsig, oder besser angstvoll fleißig sticheln und hämmern. Angstvoll fleißig — freilich, daß er nur ja seine arme tränkliche Frau, die ihn Jahr für Jahr mit einem Kinde beschenkte, so kärglich sie es gewöhnt waren, ernähren könnte, und seine klaffen, hohlwangigen Kinder dazu, soviel ihm die Noth und die Kinderkrankheiten als seine einzige Freude am Leben ließen.

Aber was hatte dem Schuhmacher Liebermann sein bewunderungswürdiger Fleiß, der seinem zähen Körper vielleicht zwanzig Lebensjahre kostete, genügt? Um nur immer Arbeit zu haben, an der er ihn bethätigen konnte, mußte er spottbillig arbeiten. Schuster gab es genug in der Obervorstadt, die einander nach Kräften die Preise verdraben und das Leben schwer machten, und dazu hatten auch noch ein paar große Schuhfabriken Verkaufsfilialen in dem Stadttheil der armen Leute errichtet und verschleuderten die Waaren, die sie fabrikmäßig in großen Partien herstellten, zu einem Lumpenpreise, dem gegenüber selbst für den bescheidensten Kleinmeister jede Konkurrenz aufhörte. So gab es in der Hauptsache jämmerlich bezahlte Flickerarbeit zu verrichten, und als Lohn dafür — bei jener bittersten Sparsamkeit, die sich selbst erzwingt — trockne Kartoffeln und trockne Brod, Bichorienkaffee und Wasser für die ganze Familie. Und vorwärts kommen, nun ja — auf ein Vorwärtskommen rechnete der fleißige Schuster Liebermann, und das war seine einzige Hoffnung auf Ruhe, das Vorwärtskommen vor die Obervorstadt, dahin, wo die hohen Fichten stehen, und wo kein Mensch mehr zu arbeiten braucht, der da im Quartier ist, in den Friedhof der Armen.

Wenn Fritz Lauter bei solchen Gedanken angelangt war, krampften sich seine Fäuste zusammen, als wenn er sich mit all ihrer Kraft wehren wolle, auf Tod und Leben wider ein ähnliches, ein so furchtbar trostloses Geschick.

Sollte es denn wahr sein, grübelte er dann gewöhnlich weiter, was der andere behauptete, daß man dem Elend nicht anders entlaufen könne, als wenn man Glück hat? Ist es wirklich ganz gleichgiltig, ob man mit dem Schicksal ringt wie ein Verzweifelter oder ob man die Hände trägt und feig in den Schoß legt? Sollte wirklich der eine Theil der Menschen von vorn herein für das Unglück gewissermaßen ausgelost sein, während der andere aus gebornen Glückspitzen besteht, unter deren Händen alles zu Gold wird, was sie berühren?

Nein — nein, gegen diese Annahme lehnte sich die ganze Thatkraft auf, die in Fritz Lauters jugendlichem Geiste wohnte und waltete, und die fast kindliche Zuversicht, die auch nach den herbsten, unerschuldeten Schicksalsschlägen bei sittlich guten Menschen nicht zu ertöden ist, die Zuversicht, daß dennoch — wenn auch vielfach verhüllt und verdunkelt, mannigfach durchkreuzt und nicht selten anscheinend ganz vernichtet — eine Art Gerechtigkeit die Menschengeschichte regiert, die hin und wieder mit unwiderstehlicher Macht und in wunderbaren Fügungen für den unschuldig Darbenden und Duldbenden Partei ergreift.

Freilich — da hatte die Mutter schon recht — würdig mußte man sich der Gerechtigkeit des Schicksals zeigen — aber, das war es ja grade, wie denn eigentlich, wenn die redlichste, fleißigste Arbeit um die Existenz dazu nicht genügt? Dadurch, daß man, wie jener dritte der vermeintlich Weltkundigen behauptet hatte, die Menschen richtig behandelte und benützte? Ja, wie soll und darf man die Menschen anders behandeln, als daß man den Guten freundlich und den Bösen feindlich entgegentritt? Aber weiß man denn immer gleich, wer gut ist oder böse? Wäre es nicht das Richtige, daß man unterschiedslos zu allen freundlich zu sein sich bemüht, mit alleiniger Ausnahme der Wenigen, die man als unzweifelhaft böse und schlecht kennt? Nun, Fritz war immer, schon seiner Charakteranlage nach, zu aller Welt freundlich, entgegenkommend gewesen, und geschadet hatte es ihm freilich nicht, aber daß es ihn sonderlich gefördert hätte, davon wußte er desgleichen nichts zu erzählen. Es schien den Leuten meist höchst gleichgiltig, ob Fritz Lauter mehr oder minder freundlich zu ihnen war, seine Kollegen hatten ihn sogar nicht selten erst recht verspottet, wenn er ihren oft entseßlich faulen Witz, sobald er die Zielscheibe derselben war, mit freundlicher Ruhe zu begegnen versuchte. Er steckt wieder den Pastorton auf! Er spielt den Alten! Er salbt eine Rede! jubelten und höhnten sie von allen Seiten. Dagegen genoß ein alter Poltron, der seit vielen Jahren bei Gandersberg u. Komp. Seher war und als unflätiger Grobian eine weitreichende Berühmtheit besaß, notorisch die meiste Achtung im Geschäft, sowohl bei den Kollegen, als auch bei den Vorgesetzten bis zu den Prinzipalen hinauf. Er war der einzige Seher bei Gandersberg, der da kommen und gehen durfte, wie es ihm einfiel; allerdings stand er auch im Berechnen, d. h. er bekam immer nur so viel Say bezahlt, als er fertig stellte, und nicht mehr. Er schimpfte auf jeden und alles, das ihm in den Weg kam, er räsonnirte sogar auf die Chèfs, die sich köstlich amüßten, wenn sie gelegentlich etwas davon zu Ohren bekamen, er nannte die wirklich gut eingerichtete Druckerei eine elende Schmierbude, in der ein anständiger Mensch, wie er, sich schämen müßte zu arbeiten — genug, er war ein Flegel, wie Fritz nie im Leben einem zweiten begegnet war, und wie es schien, war er grade deswegen bei aller Welt wohlgekommen und fand stets, auch bei seinen sinnlosesten Schimpfereien allgemeinen Beifall.

Aber die Grobheit allein thut auch nicht immer! Gar manchen Grobian hatte Fritz schon übel anrennen sehen, und er hätte nicht probiren mögen, ob er in den Fußstapfen des alten Packer vorwärts zu kommen vermöchte.

Die richtige Menschenbehandlung war sicherlich eine sehr schwere Kunst, und worin sie eigentlich bestehe, hatte noch Niemand sagen und er selbst nicht herausbekommen können.

Mit der Gelegenheit, die man nur am Schopfe zu fassen brauche, um glücklich zu werden, war es eine ähnliche Sache wie mit dem klugen Behandeln der Menschen. Woran erkennt man die rechte Gelegenheit, die zum Glück führt?

Fritz entann sich, daß sein Vater einmal zu seiner Mutter so recht ärgerlich und ingrimmig gesagt, jetzt wüßte er, daß ihm das Glück die Hand geboten habe, daß er hätte mit einem Schlage reich werden können, und er Thor hätte diese sicher nicht mehr wiederkehrende Gelegenheit ungenützt vorübergehen lassen.

Fritz hatte sich später die Geschichte, welche mit dieser Selbstanklage seines Vaters im Zusammenhang stand, von der Mutter erzählen lassen. Dem Vater hatte eines Tages ein Bekannter ein Hausgrundstück zum Kauf angeboten. Der Bekannte siedelte nach der Schweiz über und wollte sein Besizthum an einen recht zuverlässigen Mann gegen sehr mäßige Anzahlung und Verzinsung der als Hypotheken auf dem Grundstück stehenden bleibenden Gelder veräußern. Der Vater hatte grade tausend Thaler von der Mitgift der Mutter zur freien Verfügung, und diese Summe hätte zu jener Anzahlung ausgereicht. Zu damaliger Zeit aber ging es mit den Verkäufen von Grund und Boden sehr flau; es drohte Krieg, Handel und Wandel stockte, die Wohnungen sanken im

Miethpreise, viele standen leer, und der alte Lauter, der sonst ein lebensmüthiger, unternehmungslustiger Mann war, hatte überhaupt nie Lust gefühlt, seine geschäftlichen Placereien durch die Sorgen und Mühen um ein von mehreren Miethparteien bewohntes Haus zu vermehren. Er wies das Anerbieten trotz verschiedener noch weiter gehender Zugeständnisse des ursprünglichen Besitzers dankend ab und legte das Geld seiner Frau zu drei Prozent Zinsen in unerschütterlich sichern Staatspapieren an.

Ein Vierteljahr darauf war ganz wider alles Erwarten die Kriegsgefahr vollständig und für lange Zeit beseitigt. Industrielle und Kaufleute athmeten wieder geschäftsfreudig auf. Nach den Städten drängte sich Arbeit suchend und findend der fluktuierende Theil der ländlichen Bevölkerung; auch die Gutsbesitzer vom Lande kamen in die Stadt, um in Rechnung auf den bessern Geschäftsgang des nächsten Jahres einen vergnügten Winter in der an Gelegenheiten zur Unterhaltung und zum geselligen Verkehr dem ländlichen Aufenthalt so weit überlegenen Universitätsstadt zu verleben. Bald gab es keine leeren Wohnungen mehr in P. und die Miethspreise stiegen bis zu einer vorher kaum für möglich gehaltenen Höhe.

Zu Frühjahr wurde massenhaft gebaut. Und auf den Stadttheil, wo das Herrn Lauter zum Kauf angebotene Grundstück lag, warf sich die Baulust am eifrigsten. Es war weder ein Quartier der Armen noch der Reichen. Der mäßig besitzende, leidlich situirte Bürgerstand, der wohlhabende Beamte und Kaufmann pflegte hier sein Domizil aufzuschlagen. Herr Lauter selbst hatte in den ersten Jahren seiner Ehe hier gewohnt, bis der steigende Miethzins und das rasche Anwachsen seiner Familie ihn in die billige Obervorstadt hinaus getrieben.

Der Mann, welcher an Stelle des alten Herrn Lauter jenes Grundstück für einen Spottpreis und unter den vortheilhaftesten sonstigen Bedingungen an sich gebracht, parzellirte das Stück Feld, welches zu seinem Hause gehörte und bot die Parzellen als Baustellen aus. Eine nach der andern und eine immer theurer als die andre schlug er los. Mit dem Baarertrage baute er selber. Sein Haus erhöhte er um ein Stockwerk und dann baute er noch ein neues Haus an, stattete beide elegant aus und erhöhte die Wohnungsmiethen um das doppelte des Preises, zu dem die Wohnungen des alten Hauses, als er es übernahm, vermietet waren. Ehe noch ein Jahr vergangen war, hatte der Mann, welcher keinen Pfennig eigenes Vermögen besaß, als er Hausbesitzer geworden — auch die mäßige Anzahlung hatte er sich geliehen! —, ungefähr 27,000 Thaler profitirt. Da er kein Speculant und ein wenig geschickter, oder auch nur vorsichtiger war, als die meisten Menschen in ähnlicher Lage zu sein pflegen, so verkaufte er seine beiden Häuser bei nächster günstiger Gelegenheit, legte seine Gelder zinslos an und lebte fortan als kleiner Rentier mit einem Einkommen von 13—1500 Thalern ein beschautes Stilleben.

Das hätte Fritz Lauters Vater auch haben können. Aber hatte er vielleicht thöricht und unbefonnen gehandelt, als ihm jene

Glücksgelegenheit in den Weg trat? Nein, keineswegs — er hatte im Gegentheil klug und ehrlich gehandelt, und es wäre bei seinen Verhältnissen ein großer Leichtsinns gewesen, wenn er anders gehandelt hätte.

Es war damals zehn gegen eins zu wetten gewesen, daß der Krieg ausbrechen würde, ein für die wirthschaftlichen Zustände wenigstens momentan so ansgezeichnete Wendung der politischen Verwicklungen konnte Niemand im Publikum auch nur ahnen, selbst die kühnsten Hausfiers*) an den Börsen der großen Handelsstädte waren kleinlaut geworden und hielten ängstlich zurück; Herr Lauter riskirte in dem sehr möglichen Falle, daß er einmal die Hypothekenzinsen nicht ganz zu bezahlen vermöchte, die tausend Thaler, welche einen sehr wesentlichen Bestandtheil des Vermögens seiner Frau ausmachten. Der andere hatte nichts zu verlieren, auch nicht amtliches Ansehen und besondere bürgerliche Achtung. Der andere verstand von den politischen Ereignissen und ihrer Einwirkung auf das wirthschaftliche Leben nicht das mindeste — das wußte jeder, der ihn kannte, — und er kümmerte sich auch nicht darum. Er hatte blindlings zugegriffen und war im Handumdrehen zu seiner eigenen Ueberraschung zum wohlhabenden Manne geworden.

Was hat man also zu thun, um die günstigen Gelegenheiten blitzschnell, wie es oft nöthig ist, zu erkennen und zu ergreifen? Fritz Lauters Erfahrung gab ihm keine Antwort auf diese Frage. Und seine Bekannten und Freunde vermochten es gleichfalls nicht, auch seine Mutter nicht.

Da kam ihm der Gedanke, ob er nicht vielleicht von Herrn Alster über solche Fragen, die ihn quälten, Auskunft und Belehrung erhalten könne. Allerdings hatte das Benehmen des Herrn Alster, als er vor Jahren das letztemal das schöne Haus im Thale aufgesucht, ihm, wie wir wissen, das Wiederkommen gründlich verleidet. Aber damals war er noch ein Junge gewesen, der dem klugen Herrn wahrscheinlich gar zu unbedeutend vorgekommen war.

Fritz war nun zwar in seiner Selbstbeurtheilung nicht unbescheiden, aber daß er jetzt nicht mehr grade wie ein dummer Kerl aussah oder so redete, das glaubte er zu wissen. Schon das Bewußtsein des redlichsten Willens, zu lernen, wo und was er nur könne, gab ihm diese Ueberzeugung.

Zudem hatte ihn Wanda Alster so dringend eingeladen, und er hatte fest versprochen, zu kommen; Wanda hatte versichert ihr Vater erinnere sich seiner noch immer in freundlicher Weise, er konnte also, ja er mußte den Besuch machen.

So begab sich denn unser Fritz, angethan mit seinen besten Kleidern und in einer Stimmung, die ein wenig bekommen wurde, als er das vornehme Thalquartier betrat, auf den Weg zur Villa Alster.

Herr Alster sowohl als Wanda waren zu Haus; sie hatten seinen Besuch erwartet.

(Fortsetzung folgt.)

*) Die auf das Steigen der Kurse spekulirenden Börsenmänner.

Das Leben der Erde.

Von G. Zehleisen.

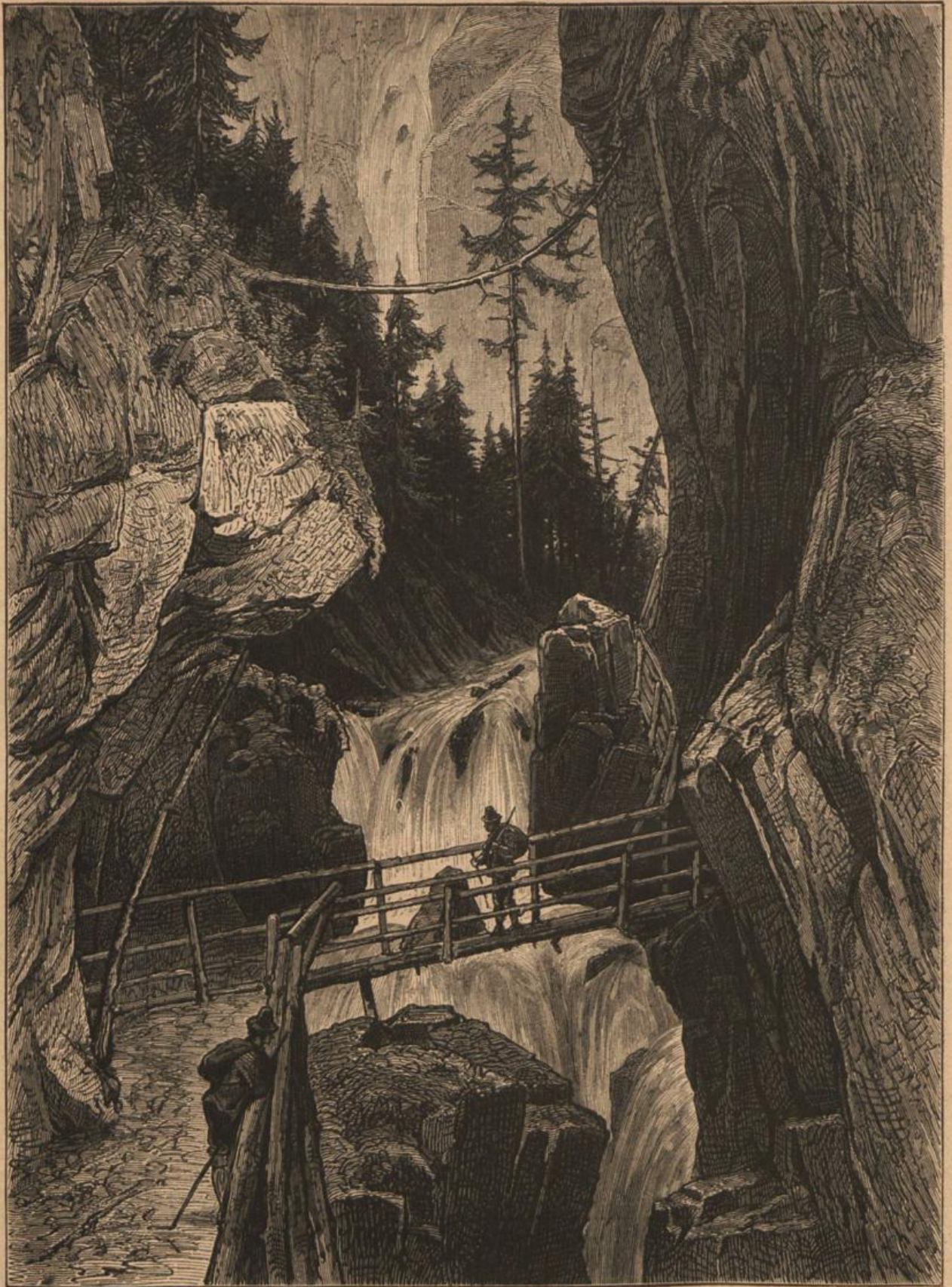
(Schluß.)

Die Mitwirkung des Eises auf die Gestaltung der Erdoberflächenverhältnisse macht sich hauptsächlich durch die, Gletscher genannten, größeren Ansammlungen von Landeis geltend. Es sind dies Eisströme, welche in den Firnschneefeldern entspringen und sich langsam thalabwärts bewegen; das Gletschereis durch Zusammenschmelzen des Firneises, dieses durch Abschmelzen der Firnschneekristalle zu runden, losen oder durch Eiszement ver kitteten Körnern. Die Gletschermasse fällt die von den Firnschneefeldern sich nach abwärts ziehenden Thäler in ihrer ganzen Breite und bis zu ziemlicher Höhe aus und gleitet in ihnen unaufhaltbar und beständig thalabwärts. Sie befindet sich in einem plastischen Zustande, in Folge dessen ihre Bewegungen durch Verengungen ihres Bettes oder Unebenheiten des Bodens nicht verhindert werden, vielmehr schmieg sie sich der letzteren an, quillt durch Engpässe hindurch und breitet sich bei Erweiterung des Thales wieder aus; tritt einer vorrückenden Gletschermasse ein Felsenriff in den Weg, so schiebt sie sich an demselben in die Höhe und

über dasselbe hinweg; in ähnlicher Weise drängt sie sich Felsenabhänge hinab und spaltet sich dabei in verschieden gestaltete Eishöcker; mehrere Gletscherströme können sich zu einem Hauptgletscher vereinigen und verschmelzen dann zu einer einzigen Gletschermasse. Die Bewegung des Gletschereises ist eine regelmäßige und beständige, nie rückweise vor sich gehende, welche aber in heißen Jahreszeiten stärker als in kalten ist und namentlich durch Regen und Schneeschmelzen begünstigt wird. Die Größe der Bewegung hängt von der Masse des Gletschereises und der Stärke der Neigung seiner Unterlage ab, schwankt demnach in weiten Grenzen und beträgt zwischen 15 Zentimeter und 1,30 Meter täglich.

Die Bewegung ist übrigens eine zusammengesetzte; einerseits gleitet der Gletscher als eine starre Masse auf seinem Untergrunde abwärts, andererseits fließt er, vergleichbar einer Flüssigkeit, unter Verschiebung seiner einzelnen Theile.

Thomson, Lyndall, Helmholtz und Heim erklären die fließende Bewegung folgendermaßen: dieselbe geht vor sich infolge des Ge-



Die Kitzlochklamm. (Seite 34.)

wichtes, also des thalabwärts gerichteten Druckes der Gletschermasse; das Eis gibt an und für sich schon bis zu einem gewissen Grade diesem stetig wirkenden Drucke nach, ohne daß sich Risse bilden, jedoch wird diese Plastizität durch folgende Erscheinungen noch bedeutend vermehrt: unter hohem Drucke sinkt der Gefrier-

punkt des Wassers; bei sehr hohem Drucke, der auf Eis wirkt, findet deshalb eine theilweise Schmelzung des Eises zu Wasser von unter Null Grad statt. Letzteres wird herausgepreßt, und die thalaufwärts gelegenen, abwärts drückenden Eismassen rücken um den Betrag dieser Volumenveränderung nach; unter Ver-



Ein gefiederter Gärtner. (Seite 35.)

mittlung dieser theilweisen Verflüssigung des Gletschereises durch den auf ihm lastenden Druck bewegt sich die Gletschermasse nach und nach abwärts. Hoher Druck wirkt jedoch noch in anderer Weise auf das Gletschereis ein, indem er in demselben ein dichtes Netz von Haarspalten aufreißt und das Eis in lauter Körner

zerbricht, die in diesem losen Zustande ihre Stellung etwas verändern und dann von neuem zusammenfrieren. Diese Prozesse der Haarspaltenentstehung, der Körnerbildung und des Wiederaufeinanderfrierens (der Regelation) gehen ununterbrochen neben und durcheinander im Gletschereise vor sich und erzeugen einer-

seits die körnige Struktur desselben und vergrößern andererseits seine Plastizität.

Die Gletscherbildungen sind an Gegenden gebunden, wo sich kalte Winter und kühle Sommer im Kreislaufe wiederholen, wo die Massen atmosphärischer Niederschläge bedeutend und endlich die Bedingungen für eine Bewegung auf geeignetem Untergrunde, durch Bodenhebungen gegeben sind. Diesen Erfordernissen entsprechen die Hochgebirge der heißen und gemäßigten Zonen, die Gebirge der kältern Landstriche, sowie die Kontinente der Polarregionen. Früher, in der Eisperiode, welche der Jetztzeit vorausging, besaßen die Gletscher eine viel größere Verbreitung. Aus den Hauptthälern der Alpen traten mächtige Eisströme in die Ebene; die einen füllten das weite Thal zwischen Jura und dem erstgenannten Gebirge vollständig, also bis zu 1350 Meter Höhe aus, andere drangen über den Bodensee bis weit nach Baiern und Schwaben vor; von den Südhängen der Alpen stiegen Eismassen bis in die Po-Ebene hinab.

Großbritannien und Scandinavien ähnelten in der Eiszeit in Bezug auf ihre Gletscherbedeckung und die Ausdehnung ihrer Gletscher bis zum Meerespiegel dem heutigen Feuerland und Grönland.

Der Vorschub, welchen das Eis der Aufgabe des Wassers leistet, indem es Hand in Hand mit ihm die Gebirge abzutragen beflissen ist, offenbart sich am augenfälligsten in dem Transporte von Gesteinsmassen auf dem Rücken der Gletscher. Von den Felspartien, zwischen welchen sich diese hindurchdrängen, stürzen, zum Theil infolge der Gesteinszersprengung durch den Frost, zum Theil infolge der zerstörenden Gewalt der Lawinen, größere oder kleinere Trümmer auf die Gletscheroberfläche, wo sie sich dadurch, daß der Gletscher unter dem Ursprungsorte der Gesteinsbruchstücke langsam vorbeizieht, in lange, der Bewegung und den Rändern des Gletschers parallele Reihen ordnen, welche man Seitenmoränen nennt. Beladen mit solchen Gesteinsmassen, setzt der Gletscher seine thalabwärts gerichtete Wanderung fort. Vereinen sich zwei Eisströme zu einem Hauptgletscher, so bilden diejenigen ihrer Seitenmoränen, welche auf den miteinander bei der Berührung verschmelzenden Rändern der beiden Gletscher lagen, auf dem Rücken des neu entstandenen Hauptgletschers eine Mittelmoräne. An seiner Grenzlinie angelangt, schmilzt das Eis des Gletschers, seine Belastung stürzt auf die Thalsohle und häuft sich hier im Laufe der Zeit zu einem oft mehrere hundert Fuß hohen Wall, der Endmoräne, auf, — eine Station auf der Wanderung der Gesteinsfragmente von den höchsten Bergespitzen nach dem Meere.

Diejenigen Gesteinstrümmer, welche in die Spalten zwischen dem Gletscher und seinen felsigen Uferwänden oder zwischen ihm und die Thalsohle gerathen, werden unter dem Drucke der ungeheuren Eismasse entweder zu Sand zerrieben oder doch abgerundet, geglättet und an ihrer Oberfläche mit feinen Streifen versehen.

Sie bilden eine Geröll- und Schlammsschicht unterhalb des ganzen Eisstromes — Grundmoräne — und werden an der untern Grenze des Gletschers von diesem ausgestoßen oder theilweise durch ihm entstehende Gletscherbäche fortgeführt.

Die Quantität des durch Gletscherbäche weggeschwemmten Materials ist so bedeutend, daß z. B. dem Aargletscher, welcher im Monat August zirka zwei Millionen Kubikmeter Wasser pro

Tag zu liefern pflegt, in derselben Zeit 284,374 Kilo Sand entführt werden.

Durch denselben Vorgang, aus welchem die Grundmoränen entstehen, werden große Flächen des Felsenbettes, in welchem der Gletscher dahingleitet, glatt geschleuert und vollständig polirt (Schliffflächen). In die Oberfläche der ebenen Schliffflächen hat der Gletscher die Richtung seiner Bewegung vermittelt besonders harter, an seinem Boden eingefrorener Gesteinsfragmente in Gestalt zahlloser, feiner, geradliniger, mehr oder minder paralleler Rigen und Streifen eingegraben.

Die geologischen Erscheinungen, welche aus der Bewegung der Gletscher hervorgehen, sind so charakteristisch, daß die Ausdehnung und Mächtigkeit ehemaliger, seit langer Zeit verschwundener Gletscher, der Weg, den sie genommen, aus den unverkennbaren Spuren, die sie zurückgelassen, genau festgestellt werden können. Die jetzige nordeuropäische Tiefebene war während der Eiszeit eine seichte Küstenzone, bedeckt von einem Meere, auf welchem zahlreiche, von den standinavischen Gletschern abstammende Eisberge herumschwammen; mit Gesteinsfragmenten besetzt, strandeten sie auf dem sandigen, flachen Meeresboden und hinterließen als Denkmale ihrer Fahrten die zum Theil gewaltigen erratischen Blöcke oder Frrblöcke, wie sie in unzählbarer Menge in der norddeutschen Niederung zerstreut liegen.

Wie man sieht, macht sich die Thätigkeit der Gletscher, sowie der von ihnen abstammenden Eisberge in doppelter Richtung geltend, einmal in der Abrundung und Polirung der ursprünglich rauhen und zackigen Felsoberflächen, sodann im Transport von Schuttmassen und Felsblöcken, sowie in der Wiederablagerung derselben an anderen Stellen. Manche Gletscher haben auch zur Bildung von Seen beigetragen, indem ihre Endmoränen wie künstliche Dämme Gebirgsthäler absperren und die Wasser hinter sich aufstauten. Auf diese Weise ist z. B. der Garda-See entstanden.

Ein Ereigniß, welches sich im Laufe der Entwicklungsgeschichte der Erde oftmals wiederholte, war das allmähliche Untertauchen eines Kontinents unter den Spiegel des Meeres, welches sich über ihn ausbreitete und sofort seine Thätigkeit auf dessen einstmaliger Oberfläche begann. In demselben Maße, wie es sich auf Kosten des Festlandes vergrößerte, rückte es seine sandigen Dünen immer weiter landeinwärts, glich Thäler und Vertiefungen wenigstens zum Theil aus und stellte ebene Flächen her, bis allmählich jede Stelle des ganzen Kontinentes einmal Küste gewesen und als solche vom Meere bearbeitet und umgestaltet worden war. Gebirge und felsige Partien unterwusch und benagte es und suchte mit dem so hergestellten Gerölle und Sand die Thäler auszufüllen, kurz, es arbeitete darauf hin, alle Unebenheiten möglichst auszugleichen, eine Tendenz, welche auch seine Niederschläge verfolgten, nachdem das einstige Festland bereits zum Grunde des Ozeans geworden, und welche endlich von neuem hervortrat, sobald sich der Meeresgrund wiederum langsam zum Festland erhob, wobei von neuem jeder Punkt desselben eine Zeit lang Küste und der ausgleichenden Arbeit der Brandung ausgesetzt war.

So wird das Wasser in allen Richtungen seiner Aufgabe gerecht: auszugleichen, was der Vulkanismus aufgethürmt, und die flache, ursprünglich von Gebirgen noch nicht unterbrochene Gestalt der Erde wiederherzustellen, — Vorgänge, welche in ihrer Gesamtheit recht wohl ein Leben unsers Planeten genannt werden dürfen.

Das ältere deutsche Lied in seiner politischen Bedeutung.

Literarhistorische Skizze von W. Dittig.

(Schluß.)

In dieser Epoche wird die deutsche Poesie von den Meistersängern, vom Bürgerthum getragen. Die politische Theilnahme des Bürgerthum ist nun einfach eine so stark egoistische als man sie sich nur denken kann, sie ist von Anfang an reine Kirchthumpolitik. Ein Blick auf das große Ganze und das Bestreben, als Glied des Ganzen sich zu fühlen und für dessen Nutz und Frommen zu wirken, dürfen wir hier nicht suchen. Freilich von den Fürsten und Herren wurden die Städtebewohner eben nur als eine Sorte von „Bauern“ betrachtet und nur noch mehr als jene gehaßt, da sie mit anderen Machtmitteln auftretend, diesen Herren ein arger Pfahl im Fleisch wurden. Was die Dichtkunst der Bürger

anlangt, so ist zunächst über die Form zu bemerken, daß diese zur abgeschmacktesten Künstelei und Spielerei ausartete, die auch schon in den Namen der „Töne“, das ist das Versmaß und die Sangweise, deutlich zu Tage tritt. Da begegnen uns Bezeichnungen, die Schwarzdintenweis, die Kälberweis, die wohlriechende Majoransweis, die heiße Thränenweis, die kurze Affenweis, die abgeschiedene Bierschweis, die verschaltete Fuchsweis, die harte Trittwais, die Zimtröhrenweis und was derartige kindische und unsäglich geschmacklose Namen mehr sind.

Um sich in die Hanswürst- und Zwangsjacken so gesuchter Formen zu fügen, mußten selbstverständlich auch Stoffe gewählt

werden, die an und für sich gar keinen Anspruch machten. Solche fanden sich denn in den biblischen Historien, in den scholastischen Glaubenslehretraktaten und allerlei Dingen, welche die Sänger und die Hörer nicht warm werden lassen. Drunterhinein bildete eine Feuersbrunst, eine Judenhatz wegen angeblicher Kinderschlächtereien und Brunnenvergiftung, eine schauerliche Mißgeburt und Aehnliches eine fast wohlthunende Abwechslung!

Eine Dichtungsgattung, der Schwank könnte nun vielleicht in den Verdacht gerathen, politische Zwecke und Ziele wirksam verfolgt zu haben: auch hier finden wir nur eine so ganz und gar lederne, hausbackene, Kleinigkeitsträumerische Moral, welche höchstens über Zeit- und Modenarrheiten in Sitte und Kleidung zu Gerichte sitzt, daß derjenige, der Interesse am öffentlichen Leben in diesen Dichtungen, politischen Hintergrund und kühnen Wurf und höheren Schwung sucht, sich arg enttäuscht fühlen wird. Wenn der Satiriker auch einmal nach den hohen Regionen langt und die Fürsten, Könige oder Kaiser pakt, so richtet er seine Angriffe gegen ihre Sitten, nicht gegen ihre Thaten, und wenn von diesen letzteren ja einmal die Rede ist, so sagt er zu ihren Erfolgen höchstens sein treugehorsamstes, allerunterthänigstes Ja und Amen. Die großen Gesichtspunkte, die noch bei Walther von der Vogelweide vorhanden sind, fehlen hier gänzlich, Erfolgsanbeterei und beschränkte Impotenz sind die Hauptmerkmale dieser bürgerlichen Poesie, abgesehen von wenigen einzelnen Dichtern, wie etwa am Ende dieses Zeitabschnittes Hans Sachs, die mit größerer Genialität ausgestattet und von einer edleren Sittlichkeit getrieben, aus dem Schwarm dieser trivialen Verse schmierer bedeutend hervortragen.

Auch die hier in der Entwicklung wieder eingreifende Volkspoesie konnte keinen Wandel schaffen, jedenfalls aber nur sehr wenig helfen. Wandte sie sich auch mehr zu dem konkreten Leben, so ist doch auch ihr Gesichtskreis ein sehr enger: ein hochfahrender Bürgermeister, ein eingefangener Schnapphahn und seine Hinrichtung, oder höchstens Krieg und Fehde mit einer Nachbarstadt, einem nahen Fürsten oder Raubritter, die den verhaßten Bauern das Fell über die Ohren ziehen und sich von ihrem Fette mästen wollen: das ist die Weltgeschichte der nicht zünftigen und nicht in die Meistersängergilde eingeschriebenen Volkspoeten unserer mittelalterlichen Städte.

Eine ganz eigne Gattung politischer Lieder ist die der Neck- und Schimpflieder, welche besonders benachbarte Volksstämme aufeinander dichteten und sangen. Bei kriegerischen Begegnungen oder vor und nach solchen spielten diese Trutzgesänge eine ganz bedeutende Rolle. Hierfür sind eine Menge Belege vorhanden, z. B. für die in Schelt poesie sich vernehmlich machende Feindschaft zwischen den Bayern und Oesterreichern ein- und den Schweizern andererseits. Die streitbaren Schweizer, die eifrig das Reisläufen*) übten, die aller Herren Schlachten schlugen und ihre Siege erkämpften und noch von Kaiser Maximilian als die Krone seines Kriegsvolkes bezeichnet wurden, hießen bei ihren obgedachten Nachbarn „Bauern und Rauhburgen“, denen man alles Schlimme nachsagte: keiner sei ein echter Schweizer, der nicht eine Nacht bei einer Kuh gelegen hätte und anderen bitteren Schimpf mehr. „Sie wollen Schweizer werden“, sagte man (nachdem die Schweiz vom zerbröckelsten Reiche in der That sich schon lange losgelöst hatte), von jedem, der im Verdacht stand, sich seiner rechtmäßigen Herrschaft entziehen und „Ordnung und Recht brechen“ zu wollen. Schwaben, Elsaß und alle Nachbarlande schallten wieder von Spottliedern, Trutzsprüchen und gemeinen Schimpfreden, besonders nach dem Wormser Reichstag von 1495, von wo das fliegende Wort entsandt worden war, man wolle „den Schweizern einen Herren geben“. Ein zeitgenössischer Geschichtsschreiber berichtet darüber: „Hant sich erhaben (erhoben) ohn Zweifel vom Hasser alles Friedens dem Tüffel selbst erdachte schändliche, unmensliche Schmähwort Lieder und Wuden.“

In der Schweiz war es auch, wo ein Aufschwung zum wirklichen hohen politischen Liede stattfand. Die ewigen Kriege gegen Oesterreich und Burgund entwickelten zuerst in diesem deutschen Stamm den Begriff eines einigen, freien, selbstbewußten Volkes, wovon eine große Menge von Nachrichten bereitetes Zeugniß ablegen. Diese äußere Entwicklung im Leben zog die Poesie mächtig nach sich, der politischen That folgte das politische Gedicht, dem

Krieg das Kriegslied, wie nicht anders zu erwarten bei einem von altersher als jangeslustig bekannten Lande, wie die schon in der Minnepoesie stark mitbetheiligte Schweiz eines war.

Besonders leuchtet aus der großen Zahl dieser Gesänge das Lied hervor, „so nach der Sempacher Schlacht gesungen ward“, wie der erste Veröffentlichter desselben sagt. Es ist diese Ausgabe sehr glaubwürdig: das meiste wird als bekannt vorausgesetzt, Namen besiegtter Feinde werden nicht genannt, nicht einmal Herzog Leopold von Oesterreich, der vornehmste der gegnerischen Fürsten, der in der Schlacht fiel.

Zu Sempach vor dem Walde treffen der Stier (die Schweizer, nach dem Stier Kris symbolisch so genannt) und der Löwe (das österreichische Wappenthier) zusammen.

Da sprach der Löwe zum Stiere
Du kommst mir eben recht
Du hast mir vor Laufen*)
Gar viel zu Leide gethan
An dem Morgarten**)
Da erschlugt ihr mir manchen Mann,
Ich will es dir hin vergelten,
Wenn ichs so süßen kann.
Sie begonnten zusammen treten
Sie griffen fröhlich an
Bis das derselbe Löwe
Gar schier die Fluchte nahm;
Er floh hin bis an den Berg:
„Wohin willst du, starker Löwe?
„Du bist nicht ehrenwerth.“

Willst du mir hie entweichen
Auf dieser Heidebreit?
Es steht dir lästerlichen
So man es von dir seit (sagt, erzählt, singt).

Und nun folgt in kurzen kräftigen Zügen, wie der Schweizer Stier „mit seinem Schwanz hat ihrer viel erschlagen“.

Er triumphirt:

„Ich schlug ihn in den Graben,
Ich schlug ihn daß er da lag
Ich schlug ihn immermehr
Daß ihm der Kopf zerbrach.“

Und zu dem Löwen spricht er:

„. . . . „Nun bin ich hie gewesen
„Du hast mir sehr gedroht
„Ich bin von dir genesen!
„Nun fehr du wiederum heim
„Zu deiner schönen Frauen
„Dein' Ehr'n sind wahrlich klein!“

Eine mächtige und gewaltige Poesie, wie sie eben nur unter dem Eindruck des Gelingens eines so mächtigen und gewaltigen Stückes Arbeit entstehen kann! Wir können ihr aus neuerer Zeit nur die Lieder aus den Freiheitskriegen würdig an die Seite setzen, geradezu erbärmlich aber fallen dagegen alle die zusammengestopelten Reimereien des Krieges von 1870/71, die in dem stupiden, nicht einmal originellen Kutschlied ihren Höhepunkt fanden. Sonderbar! Blut ist genug geflossen 1870 und doch kein Dichter, der die Heldenthaten würdig besang!

Neben der Schweiz läßt sich ein selbstbewußtes, freiheitsliebendes politisches Lied noch aufweisen in dem hohen Norden bei den Dithmarsen, welche auf das hartnäckigste gegen holsteinische und dänische Knechtung ihre Unabhängigkeit wahren. Aus diesen nie ganz ruhenden Kämpfen leuchtet besonders die Schlacht bei Hemmigtstadt hervor, auf welche denn auch mehr als ein Duzend Volkslieder erhalten sind, welche die Heldenthaten der freigesessenen Bauern gegen dänische Könige und die Grafen von Holstein***) besingen. Aus einem Bruchstück geben wir eine Probe. Das betreffende Lied bezog sich auf das Jahr 1404. Die Holsteiner hatten 1403 zur Niederhaltung der freien Dithmarsen eine Zwingburg, die Marienburg erbaut, besonders auf den Rath des Claus von Ahlesfeld. Von dieser heißt es:

Het let wol buwen ein gut schlot
Er ließ wohl bauen ein gutes Schloß
unsem ehrlichen Lande to gramme
Unsem ehrlichen Lande zum Grame
do schrad sich Holhffs Bojelen sone
Das sprach Holf Boikensohn
de beste in unsem lande.
Der beste in unserm Lande.

*) Schlacht bei Laufen 1339.

***) Schlacht bei Morgarten 1315.

****) Eigentlich Holsten, Holstein ist eine ganz unsinnige Umbildung, als wenn der Name mit einem „hohlen Stein“ etwas zu thun hätte. Der Volksname Holsten bedeutet „die im Holze, im Walde sitzen, wohnen.“

*) Reise-Kriegsfahrt, Reisläufen hieß die Sitte der Schweizer, in allen Landen unter allen Fahnen um Sold zu dienen, welche so stark um sich griff, daß seitens der eidgenössischen Regierung verschiedene Male durch Gesetze dagegen eingeschritten werden mußte.

Tretet heto, gi stosten Ditmarschen
unsen kummer wille wi wreden
wat hendeken gebuwet haen

dat können wol hendeken tobrefen.

De Ditmarschen repen averlut:
dat lide wi nu und nummermere

wi willen daromme wagen goet
u bloet
und willen dat gar umferen.

Wi willen daromme wagen goet
und bloet

und willen dar alle umme sterben
er dat der holsten er aver moet
so scholde unse schone lant vor derben.

Tretet herzu ihr edeln Ditmarschen
Unsern kummer wollen wir brechen
Was Händchen (höhnisch) gebaut
haben

Das können wol Hände auch wieder
brechen.

Die Ditmarsen riesen überlaut
Das leiden wir nun und nimmer-
mehr

Wir wollen darum wagen Gut und
Blut
Und wollen das wieder ändern, zu
nicht machen.

Wir wollen daran wagen Gut und
Blut

Und wollen alle drum sterben
Ehe daß der Holsten Uebermuth
So sollt' unser schönes Land ver-
derben.

Und hier bricht leider das Ueberlieferte ab, es gibt uns aber schon einen deutlichen Begriff von der starren ditmarsischen Vaterlands- und Freiheitsliebe.

Oben ward schon einmal hingedeutet auf die Frage nach den Verfassern dieser historischen Lieder. Gedenken wir dabei noch eines interessanten Umstandes. In der Zeit des sinkenden Mittelalters kam ein professioneller Kriegerstand auf, die Landsknechte, die sich heute hier, morgen dort um Sold verdingten und dafür im wahrsten Sinne des Wortes ihre Haut zu Markte trugen. Besonders unternehmende, vielleicht mit etwas „Anlagekapital“ ausgestattete, schlachtengeübte Hauptleute trommelten solche Landsknechte landauf landab zusammen und stellten sich dann Kaisern, Königen, Fürsten und Städten zur Verfügung, eine Einrichtung,

aus der die späteren „Soldaten“, die vom „Sold“ oder auch vom Solidus, einer alten italienischen Münze, ihren Namen haben. Dester treten nun diese Führer auch als Dichter auf, welche für die geistigen Bedürfnisse ihrer Leute Sorge tragen. Und von einem solchen rührt ein Lied her „Von der garde“, welches auf jene ditmarsischen Kämpfe bezüglich und gegen die Ditmarsen gerichtet ist. Trozig fragte der Führer der Garde, Slenz (Schleinitz): „wo liegt des Ditmarsenland, im Himmel oder auf der Erde?“ Der Uebermuth sollte jedoch wie bekannt der Garde übel bekommen.

Diese Landsknechte, anfangs und eigentlich aus dem eignen Lande aufgebrachte Leute, später freilich von allen Ecken und Enden zusammengelaufenes Volk, fühlten sich als eine geschlossene Gesellschaftsgruppe, als eine Bruderschaft oder ein „Orden“, wie sie es nannten; als einen Staat im Staate, was unser heutiges stehendes Heer ja auch noch ist, welches sich aus der Landsknechtschaft entwickelt hat. Unter ihnen gab es auch eine ganze Anzahl Dichter und Schriftsteller, so Meinhart von Hamme, Jörg Graff, Wilhelm Kirchhoff, Nikolas Manuel, der Landsknecht, Dichter und berühmter Maler zugleich war; auch Hans Sachs ist vielleicht Landsknecht gewesen und andere mehr.

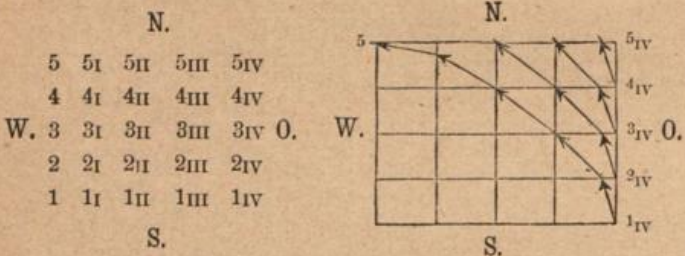
Es liegt ja außerordentlich nahe, daß die Landsknechte, welche jener Zeit hauptsächlich die Geschichte machten, auch am lebhaftesten an der politischen Dichtung beteiligt waren. Das setzte sich in späterer Zeit fort in Soldatenlied, jener besonderen Gattung des Volksliedes. Hiermit aber hätte unsere Betrachtung des älteren politischen Liedes ihr Ende gefunden. Alle hierher gehörigen Erscheinungen aufzuzählen, wäre unmöglich gewesen, aber ich hoffe durch Vorführung der hauptsächlichsten ein Bild von dem Leben und von der hohen Bedeutung des älteren deutschen geschichtlichen und politischen Liedes gegeben zu haben.

Das Dove'sche Drehungsgesetz der Winde.

Von A. M.

(Schluß.)

2. Dem vorstehend Dargelegten entsprechend ist das Verhältnis auf der südlichen Halbkugel:



b. auf der südlichen Halbkugel dagegen der entstandene Nordstrom (Äquatorialstrom) den Ostwind allmählich durch Nordost in Nordwind herum drehen.

Die Veränderung auf der nördlichen Hemisphäre wird also der Reihe nach sein

N. NO. O. SO. S.

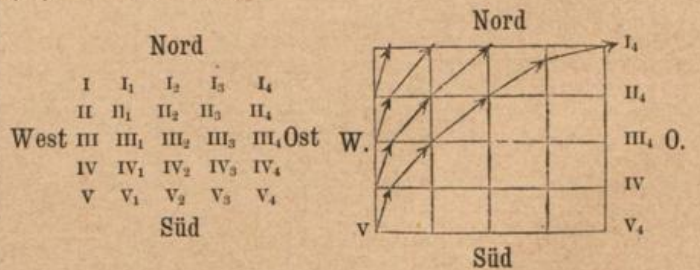
auf der südlichen Hemisphäre dagegen:

S. SO. O. NO. N.

II. Äquatorialströmungen.

Strömt die Luft vom Äquator nach den Polen, so kommt sie aus Orten, deren Umdrehungsgeschwindigkeit nach Osten hin eine weit größere, als die derjenigen Orte, nach denen sie geht.

1. Nehmen wir wieder an, daß auf der nördlichen Erdhälfte von den Orten:



I—I₄, die nördlichsten, V—V₄, die südlichsten sind unter gleichen Parallelkreisen, I—V die westlichsten, I₄—V₄ die östlichsten unter gleichen Meridianen, so wird bei einer Luftströmung von Süd die aus II—II₁ in I—I₄ ankommende Luft (da sie eine größere Rotationsgeschwindigkeit nach Osten hin besitzt, als die unter dem Parallelkreise I—I₄ befindliche) schon eine etwas westliche Richtung angenommen haben, die von III—III₁ ausgehende Luft wird in noch westlicherer Richtung in I—I₄ anlangen, bis endlich der von V—V₄ über IV—IV₁ u. u. sich fortplanzende südliche Strom (— der, wie man nicht vergessen darf, seine Ursache im Norden hat) in I—I₄ eintreffend eine immer westlichere Richtung ange-

Denken wir uns auch hier die Luft vom Pol nach dem Äquator hin in Bewegung gesetzt (also Südwind), so wird die von 4—4_{IV} ausgegangene Luft fast noch als reiner Südwind in 5—5_{IV} ankommen, die von 3—3_{IV} ausgegangene in 5—5_{IV} schon eine östlichere Richtung angenommen haben, bis endlich die aus 1—1_{IV} in 5—5_{IV} eintreffende Strömung eine rein östliche geworden sein wird.

Auf der südlichen Halbkugel also gehen Winde, welche als Südwinde (Polarwinde) entstehen, bei ihrem allmählichen Vorrücken durch Südost in Ostwinde über.

Ist so aus dem Polarstrom durch die Rotation (Umdrehung) der Erde nach und nach ein Ostwind entstanden, so wird er, da er längs der Parallelkreise V—V₄ und 5—5_{IV} streicht, vorläufig keine Veränderung mehr erfahren.

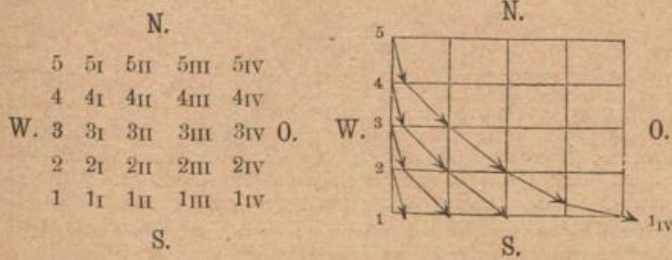
Berwandelt sich nun durch irgend welchen Einfluß die polare in eine Äquatorialströmung, so wird diese, auf der nördlichen Halbkugel südliche, auf der südlichen Halbkugel nördliche, Strömung ihren Einfluß auf den östlich gewordenen Polarstrom in folgender Weise geltend machen:

a. auf der nördlichen Halbkugel wird der Südstrom den Ostwind zunächst in Südost und allmählich in reinen Südwind,

nommen und sich durch Süd-West allmählich in einen reinen Westwind verwandelt haben wird.

Auf der nördlichen Halbkugel also gehen Winde, die als Südwinde (Aequatorialströme) entstehen, bei ihrem allmählichen Vorrücken immer mehr durch Süd-West in Westwinde über.

2. Es seien auf der südlichen Erdhälfte von den Orten:



5—5_{IV} die nördlichsten, 1—1_{IV} die südlichsten unter gleichen Parallelkreisen, 5—1 die westlichsten, 5_{IV}—1_{IV} die östlichsten unter gleichen Meridianen, so wird die aus Norden kommende Luft von 2—2_{IV} schon in etwas westlicher Richtung in 1—1_{IV} anlangen, die von 3—3_{IV} über 2—2_{IV} in 1—1_{IV} eintreffende wieder eine stärkere Abweichung von Norden nach Westen zeigen, bis endlich der aus 5—5_{IV} nach 1—1_{IV} gekommen, zu einem reinen Westwinde geworden sein wird.

Auf der südlichen Halbkugel also gehen Nordwinde (Aequatorialströmungen) bei ihrem allmählichen Vorrücken durch Nord-West in West über.

Wie der in Ostwind übergegangene Polarwind wird auch der in Westwind verwandelte Aequatorialstrom keine weiteren Störungen erleiden, da er nun längs der Parallelkreise fließt, er wird aber, wie jener, auch bei fortdauernder Ursache der Polar- resp. Aequatorialströmung auf diesen ursprünglichen Strom hemmend einwirken und so eine relative (beziehungsweise, d. h. der Drehung des Orts, über welchem sie sich befindet entsprechende) Ruhe annehmen, die bald wieder der ursprünglichen Polar- oder Aequatorialströmung weichen wird (so lange deren Veranlassung dauert) worauf sich die eben geschilderten Erscheinungen wiederholen werden.

Tritt aber nach dem Aequatorialstrom wieder ein Polarstrom ein, so werden:

- e. auf der nördlichen Halbkugel die Westwinde allmählich in Nordwest und sodann in Nordwinde übergehen.
- d. auf der südlichen Halbkugel die Westwinde sich nach und nach in Südwest und Südwinde verwandeln.

Die Veränderung würde bei zuerst vorherrschender Aequatorialströmung und deren Verdrängung durch die Polarströmung sein: auf der nördlichen Halbkugel

S. SW. W. NW. N.

auf der südlichen

N. NW. W. SW. S.

Zu erwähnen wollen wir nicht vergessen, daß durch lokale Einflüsse, sowie durch die verschiedene Vertheilung und Erwärmung von Meer und Land häufig eine Störung in den Erscheinungen dieser Gesetze eintritt; im allgemeinen aber folgt aus der Gesamtheit der erörterten Bewegungen bei aufeinanderfolgenden Polar- und Aequatorialströmungen, daß

in der nördlichen Erdhälfte der Wind in der Richtung von N. nach O. S. W. und N.

in der südlichen von

S. nach O. N. W. und S.

die Windrose durchlaufen wird, abgesehen davon, daß in Folge lang andauernder Polar- oder Aequatorialströmungen die Reihenfolge unterbrochen werden wird, und der Wind zwischen N. und O., W. und S. öfter zurückspringt.

Dies ist im allgemeinen das Dove'sche Drehungsgesetz des Windes.

Ueber die Ursachen der Abweichungen im mittleren Europa mögen noch einige Auseinandersetzungen nach Dove hier Platz finden. Nach dem aufsteigenden Luftstrom unterhalb des Aequators fließen, wie mehrfach erwähnt, von Norden und Süden her Ströme kälterer Luft, die, sich gegenseitig hemmend, in jenem aufgehen, und erwärmt wieder mit in die Höhe geführt werden, wodurch eine Zone der Windstillen auf beiden Seiten des Aequators erzeugt wird. Der in dieser — nach der Jahreszeit wechselnden und etwa sechs Polarkreise umfassenden — Region der Calmen (Windstellen) aufsteigende Luftstrom bleibt bis über die Wendekreise hinaus in der Höhe und sinkt dann erkaltet und schwerer geworden und infolge der Verengerung der Meridiane nach den Polen hin zusammengepreßt, wieder herab, um auf der Nordhälfte der Erdkugel in südwestlicher, auf der Südhälfte in nordwestlicher Richtung nach den Polen zu fließen. Es entstehen dadurch in veränderlichen Betten neben einander fließende Polar- und Aequatorialströmungen, deren gegenseitiges Verdrängen den Wechsel in den Witterungsverhältnissen bedingt. Da aber die von den Polen kommende kältere Luft einen geringeren Raum einnimmt, als die immerhin wärmere, wenn auch abgekühlte, vom Aequator kommende, so werden überall schmälere Polarströme mit breiteren Aequatorialströmungen wechseln, und es wird bei den angedeuteten Verdrängungen und Verschiebungen derselben immerhin die Wahrscheinlichkeit größer sein, in einen Aequatorialstrom zu gerathen, als in einen Polarstrom.

Somit muß sich nach Raum und Zeit eine überwiegende südliche Windrichtung in der nördlichen gemäßigten Zone geltend machen, die sich infolge der Rotation der Erde nach den oben entwickelten Gesetzen mehr und mehr in eine südwestliche und westliche verwandelt wird, wie sie ja bei uns in der That vorherrschend sind.

Noch aber ist ein anderer Umstand, der für die in Mittel-Europa überwiegende westliche Windrichtung sehr bestimmend ist, in Betracht zu ziehen: die hohe Temperatur des zentralen Asiens in den Sommermonaten verursacht einen mächtigen aufsteigenden Strom, infolge dessen dort der atmosphärische Druck bedeutend verringert wird. Deshalb strömen die nebenliegenden Luftmassen dorthin, über Europa der Nordwest, welcher unsern Sommer oft so unfreundlich macht, deshalb wehen an den Ostküsten Asiens nur östliche Winde, an den Küsten Sibiriens nördliche. Die über Inner-Asien aufsteigende warme und trockene Luftmasse fließt seitlich nach Osten ab und häuft sich über dem Nordwesten Nord-Amerika's an.

Bemerken wir noch, daß sich, wie schon angedeutet, in der Windrichtung einzelner Orte gar oft lokale Einflüsse geltend machen, die das oben ausgeführte Drehungsgesetz ganz verdecken, und daß namentlich hohe Gebirge und tief eingeschnittene Thäler solchen Einfluß ausüben, so glauben wir alles gesagt zu haben, was sich in engen Grenzen über das Dove'sche Gesetz überhaupt und die in Mittel-Europa insbesondere vorherrschende Windrichtung sagen läßt.

Marienvürmchen.

Von Hugo Sturm.

Der rauhe Herbst mit seinen Stürmen ist vor der Thür. Die Natur hat ihre höchste Entfaltung erreicht und bereitet sich wieder allmählich vor zu der Ruhe des starren Winters. Die Sommervögel ziehen hoch oben in der Luft dem Süden zu und die Winterschläfer unter den Thieren suchen nach einem schützenden Ort für die bald eintretende kalte Jahreszeit. Langsam fällt Blatt um Blatt von Baum und Strauch, bis nur noch kahle Reiser und Aeste emporragen.

Diese Vorgänge entgehen keinem Auge. Aber wie häufig übersehen wir die Regsamkeit der kleinen und kleinsten Geschöpfe, die doch nicht minder eifrig darauf bedacht sind, eine gute Schlafstelle anzufinden, in der sie dem Schnee und Eis Trotz zu bieten vermögen. Wohl kein Baum ist zu finden, an dem wir nicht solche Beobachtungen aus dem Leben der so vielfach unbeachtet gelassenen kleinen Thierwelt machen

könnten, die meist noch interessantere Erscheinungen darbietet als selbst die große. Kein zusammengerkolltes Blatt finden wir, in dem nicht mehrere kleine Thiere regungslos sitzen und warten, bis dasselbe zu Boden fällt und unter den andern seinen Injassen ein warmes Winterquartier bietet.

Am häufigsten begegnen wir in der schützenden Blatthülle einigen rothgefärbten Käfern mit schwarzen Rückenschilden, die von Jedermann als Sonnenschildchen, Marienvürmchen oder Herrgottkäselein genannt werden. Die Wissenschaft läßt diese und die übrigen Namen, die man für unsern kleinen Käfer noch weiß, gelten, kann sich jedoch mit denselben, die fast in jedem Landstrich wechseln, nicht begnügen, und nennt das Thier seiner Farbe wegen Coccinella, wozu noch für die häufigste und größte Art der Beinamen septempunctata kommt, weil bei dieser die Zahl der schwarzen Flügelpunkte meist sieben beträgt. Der kleine Käfer ist wohl keinem unserer Leser unbekannt, weshalb wir wohl von

der Beschreibung desselben absehen können. Nur die Lebensweise dürfte nicht Jeder genauer kennen, und von ihr möchte ich einiges mitzuteilen mir erlauben.

Wie schon gesagt, überwintert der Marienkäfer unter den abgefallenen Laubwerk oder auch in einer Rindenspalte, in welchen Verstecken man meist mehrere zusammen findet. Ganz zeitig im Frühling, wenn die Sonne ihre ersten warmen Strahlen durch die noch laublosen Bäume sendet, erwacht der kleine Schläfer und schlüpft unter dem Laube hervor, um als erster Bote des Lenzes Groß und Klein zu erfreuen. Mit lautem Jubel begrüßt die Jugend den kleinen Käfer, haßt ihn, ohne ihm jedoch irgend ein Leid zuzufügen. Er ist durch Tradition gefeiert. So wie wir uns einst freuten, wenn er seine Flügeldecken zum Fortfliegen erhob, so ist dies auch die Freude unserer Kinder. Sie suchen ihn durch ein kleines Liedchen dazu aufzumuntern, das in vielen Variationen in allen Theilen Deutschlands gefannt ist und in meiner Heimat — Provinz Posen — folgendermaßen lautet:

„Marienwürmchen, fliege!
Dein Vater ist im Kriege,
Dein Häuslein brennt,
Deine Kinder schreien,
Flieg' fort aus der Höll'
In den Himmel hinein!“

Die Verehrung, deren sich das Thier überall zu erfreuen hat, stammt schon aus jenen Tagen, als noch die heidnischen Götteraltäre unter unsern Nieseneichen rauchten, als noch der Landmann das Wirken der holtznen Freya überall in Feld und Wald zu verspüren meinte. Ihr war der kleine Frühlingsbote geheiligt, der ihr vorauszog, um den Menschen das Nahen der Göttin zu verkünden. Hieraus beziehen sich auch die vielen Volksnamen des Käfers, die heute noch gelten. Als das Christenthum die Götter unserer heidnischen Vorfahren verdrängte, übertrug man die Eigenschaften der Freya vielfach auf des Heilands Mutter Maria, der man auch den Vorläufer der Frühlingsgöttin widmete. Von ihr ist das Thierchen auch mit der Gabe der Vorherverkündigung ausgestattet worden. Seine sieben Rückenpunkte, an und für sich schon durch ihre Zahl bedeutungsvoll, betrachtet der abergläubische Adermann in jedem Jahr mit größter Aufmerksamkeit, da er von ihnen aus einen Schluß auf den Ausfall der nächsten Ernte machen zu können vermeint.

Noch im Lenze feiern die Käfer die Zeit ihrer Bonne, die jedoch nicht mit demselben ihr Ende erreicht, sondern bis zum Herbst hin fort dauert. Man findet vom Mai an nicht selten auf der Rückseite der Blätter die schmutzig-gelben Eier, die in Häufchen von 10—12 an der Zahl hier angeklebt sind. Sie sind verhältnißmäßig groß und an dem einen Ende merklich zugespitzt. Aus ihnen schlüpfen nach einigen Tagen die kleinen schwarz gefärbten Larven, die sich nicht weit von einander entfernen und gar munter umherkriechen. Nach Beobachtungen, die ich im vorigen Jahr angestellt, häuten sich die Larven in nicht ganz bestimmten Zeiträumen. Während bei einzelnen dieser Vorgang schon in der zweiten Woche eintrat, dauerte er bei andern 5—6 Tage länger. Jedenfalls ist die Ursache hiervon in der geringeren oder reichlicheren Nahrung der kleinen Geschöpfe zu suchen, der sie mit großer Fresslust nachgehen. Nach mehrmaligen Häutungen hat die Larve eine Länge von ca. 1 cm. erreicht. Sie sieht blaugrau aus, nur an den Seiten einzelner Glieder erblickt man rothe Flecke. Auch die 16 Rückenpunkte, die paarweise auf den einzelnen Gliedern stehen, haben diese Farbe. Sie stehen zwischen zwei Reihen schwarzer Warzen, die mit kleinen borstenförmigen Haarbüscheln verziert sind. Auch die Beine und der Kopf sind borstig besetzt.

Die Larven sind beweglich und laufen ziemlich schnell auf den Blättern umher. Ihre Nahrung ist animalischer Natur und besteht in den schädlichen Blattläusen, die oft zu Tausenden die Blätter bedecken. Die allezeit hungrige Larve erhascht ihre Beute mit den Vorderbeinen und führt sie nach den Fresszangen, um sie in kurzer Zeit völlig aufzufressen und darauf wieder eine andere zu erbeuten. Es gibt kein besseres Mittel, um von Blattläusen befallene Topfgewächse oder seltene Sträucher von ihren Schmarozern zu befreien, als einige Larven des Marienkäfers auf dieselben zu setzen, die in nicht zu langer Zeit gründlich unter jener Gesellschaft aufräumen.

Etwa acht Tage nach der letzten Häutung wird die Larve träger. Sie sucht sich einen geschützten Platz, an dem sie sich mit ihrem letzten Gliede festheftet. Sie zieht den Kopf ein, krümmt den Rücken an und verharrt regungslos in dieser Stellung. Die Borsten fallen ab, die Haut reißt auf dem Rücken entzwei und die Puppe windet sich heraus. Von vorn gesehen, erkennt man, wie auch bei andern Käferlarven, deutlich den ausgebildeten Kopf, sowie die bis zum neunten oder zehnten Ringe reichenden Flügel und die Beine. Die Farbe der Puppe ist roth und schwarz. Eine eigenthümliche Bewegung ist der Puppe eigen, sobald sie in ihrer Ruhe gestört wird. Der bekannte Entomologe Dr. Tschirnberg in Halle, schreibt darüber: „Sie hebt den Vordertheil ihres Körpers und läßt ihn wieder fallen, oft so taktmäßig, wie der Hammer einer schlagenden Uhr.“

Acht Tage nach der Verpuppung schlüpft der Käfer aus der Puppenhülle. Flügeldecken und Schilde sind weich, auch ist die Färbung noch nicht normal. Der vollkommene Käfer nähert sich ebenfalls von Blattläusen, obgleich man lange hieran gezwweifelt hat, freilich nicht mit der Gier, wie bei den in der Entwicklung begriffenen Larven.

Es gibt bei uns mehrere Arten von Marienkäfern, die aber durchschnittlich unserm eben beschriebenen an Größe nachstehen. In der Lebens- und Entwicklungsweise stimmen alle genau überein, so daß nur die Farbe als leicht in das Auge fallendes Unterscheidungsmerkmal angeführt zu werden braucht. Es gibt noch welche mit fünf und mit zwei schwarzen Punkten, ferner solche mit gelber Farbe und weißen Flecken, solche mit schwarzen Würfeln und gelblicher Grundfarbe u. s. f. Sie alle haben sich unsern Schutzes zu erfreuen, und verdienen die Schonung, die man ihnen von allen Seiten angedeihen läßt.

Die Kitzlochklamm. (Bild S. 28). Wir haben auf unserer Weltfahrt die Leser im 4. Jahrgang Nr. 36 der „N. W.“ ins Pongau zu den Liechtensteinklammern von Sankt Johann geleitet und bitten sie, die heutige Wanderung dort aufzunehmen, um uns zum Ausgang des Pongaus, zu der Kitzlochklamm bei Taxenbach zu folgen und zwar diesmal auf der Eisenbahn. Beim Anblick dieser Tunnels und Felsengalerien, die man dem Urgeftein abgerungen, freuen wir uns, daß das Pulver nicht allein deshalb erfunden wurde, um die Wabstatt mit Schlachtopfern zu bedecken, sondern daß es eine noch bessere und friedlichere Verwendung zu Gunsten des großen Völkerverkehrs habe, nämlich den, die Felsen zu sprengen, um dem tausenden Dampfstoß die Wege zu bahnen. Manchmal hört man beklagen, daß die Dichter und Künstler der Gegenwart nicht auf der Höhe früherer Zeiten stehen, daß es keinen Kubens, keinen Shakespeare, keinen Goethe und Beethoven mehr gebe. Dafür schafft die Menschheit Wunderwerke der Technik. Die Menschheit kann ebenso wenig wie der einzelne alles zu gleicher Zeit leisten. Uns kommt es vor, als ob das Genie der Menschheit in den Kopf der Techniker gefahren sei, so daß diese jetzt Dinge vollbringen können, die in ihrer Weise alles, was die Vorzeit zu Wege brachte, weit übertreffen. Jetzt werden die großen praktischen Gedanken ins Werk gesetzt, von denen die bedeutendsten Menschen der Vorzeit nur träumen durften. So hat jedes Zeitalter seine Größe. Unter diesen und ähnlichen Gedanken haben wir in Lenz den Waggon gewechselt und sind, ehe wir es uns versehen, in Taxenbach. Der schöne ebene Marktplatz von Taxenbach mit dem einladenden Postwirthshaus, „wo unser Herrgott den Arm herausstreckt“, umfaßt sämtliche Gebäude des Ortes und liegt 726 Meter über der Meereshöhe. Wir sind zwar nur eine halbe Stunde von unserem Ziel, der Kitzlochklamm entfernt, aber diese liegt in der schauerlichsten der Alpenklüften, in der Kauris. Obzwar die Scharte, welche die Kauriser Ache in die Felsen genagt hat, wegen ihrer Goldadern schon den Römern bekannt war, haben sich die Einwohner der Kauris bis zum Jahr 1877 begnügt, die Verbindung mit der Hauptstraße des Landes, dem Salzachtal, durch den über Embach nach Lenz führenden Saumweg zu unterhalten, obgleich derselbe einen weiten Bogen nach Osten beschreibt und zur Begehung vielen Zeitaufwand kostet. Der Verkehr mit Taxenbach war infolge dessen gering. Nach der Eröffnung der Giselabahn, welche das nördliche Tyrol mit dem Salzammergut verbindet, kamen die von dem gleichen Bedürfnis besetzten Bewohner des Salzach- und Kauristhals überein, die der unmittelbaren Verbindung ihrer beiderseitigen Thäler im Wege stehenden Hindernisse, vermittels des Durchbruchs der ungeheuren Felsenwände und Schluchten nächst der Kauriser Ache, für alle Zeit zu beseitigen. Kein Alpenthal kann sich eines so wunderbaren Zugangs und eines in landschaftlicher Beziehung so eigenartigen Hintergrunds rühmen, als die Umgebung der Kitzlochklamm, deren Mittelpunkt unser Bild darstellt. Im Verlaufe einer halben Stunde gelangt man aus dem Eisenbahnloppé in die Hochgebirgsnatur. Wenn man Taxenbach verlassen hat, ist die prädelnde Luft lind und aromatisch, würzige Düfte steigen aus dem Thale auf, welchem der Blick weithin zu folgen vermag. Die Föhren rauschen, die Kauriser Ache stürzt brausend niedewärts und in ihren Sicht spielt die Sonne alle Farben des Regenbogens hinein. Binnen einer Viertelstunde ist der hügelige, von Sturzrännern bedeckte, von Ebereichen, Buchen und Nichten spärlich bewachsene Anstieg erklimmen und vor uns liegt ein Naturgemälde aufgerollt, dem die Wildheit der Berge, welche ringsum bis zu den Wolken aufsteigen, ein großartiges Bild verleihen. Ueber dem gemündeten Kevier kreisen Nar und Falke, an den Hängen flattert hie und da ein Silberband durch grünes Nadelgezeuge und die feierliche Stille der Hochgebirgsnatur wird nur selten durch das Gezwitscher eines Vogels unterbrochen. Plötzlich ist das Panorama fesselartig abgeschlossen und der Weg windet sich thalabwärts über Galerien und Brücken. Das eigentliche Kitzloch ist ein römischer Stollenbau in der ersten, am rechten Ufer der Kauriser Ache sich fentrecht erhebenden Kiesenwand, auf der Südseite begonnen, gegen Norden aber nicht vollendet. Man erkennt an ihm, daß er mit Epigraue und Meißel angelegt wurde. Tacitus erwähnt der Goldbergwerke am Juvavium (Salzach), welche der Praetor von Juvavium (Salzburg) Ahenobarbus in Stand setzen ließ und preist deren Ergiebigkeit. Heuer deden die Kauriser Goldbergwerke kaum die Betriebskosten. Ob die Goldadern erschöpft sind oder der Raubbau der Privatunternehmer daran schuld ist, mögen Sachverständige entscheiden. Die Dedenwand, deren glatte Breitseite, vom Salzachtal aus betrachtet, das Kauriser Thal ganz absperrt, zeigt sich als eine mehrere hundert Meter aufragende Mauer, vor welcher den Beschauer infolge der nischenartigen Unterwafungen das Gefühl beschleicht, daß sie einstürzen könnte. Durch dieses Gestein hat sich die Kauriser Ache unter Tosen und Brausen im Lauf der Zeit eine Schucht

von etwa 125 Meter Tiefe gebrochen, und noch immer dauert der tobenbe Kampf zwischen Wasser und Gestein fort. Alle elementaren Kräfte scheinen entsefelt, um sich im verzweifeltsten Ringen aufzureiben, ungezählte Jahrtausende geht es so fort und doch ist im großen und ganzen die Erdrinde dadurch nur unwesentlich verändert. Und hat Wasser und Feuer der Mutter Erde eine Wunde gerissen, so ist der düstige Urwald stetig bemüht, sie grün zu überleiden. Wie auf unsemem Wilde erschüttert, streckt er seine hilfreichen Arme, die Bäume, nicht nur bis an den Rand des Abgrundes, sondern weit über denselben hinaus, um den goldgesäumten Wolken, die den Morgenhimmel umziehen, zu winken. Doch dieses Naturwunder von Heßjagd und Stillstand muß man mit eignen Augen sehen, wenn man den richtigen Eindruck davon empfangen will. Zum Schluß müssen wir indeß auch den Werken von Menschenhand, den Wegbauten, Gerechtigkeit widerfahren lassen, umso mehr, da sie an Kühnheit alles übertreffen, was auf diesem Gebiete bisher geleistet worden ist. Welchen großartigen Charakter die jetzt vollendeten Arbeiten an sich tragen, beweisen folgende Angaben. Vom Kömerstollen, dem Ausgang der Kipflochwand, bis zum Landsteg Kauris war eine neue Wegstrecke von 2000 Meter herzustellen; diese enthält viele Galerien, einen großen Tunnel und sieben Ueberbrückungen. Der Gesamtkostenbetrag dieser ungemein schwierigen und gefährlichen Bauten ist von den beteiligten Gemeinden beider Thäler übernommen worden. Darnach zu schließen, haben die Gemeinden heidenmäßig viel Geld. Und doch verarmt in dieser landschaftlich so reizvollen Gegend die Bevölkerung immer mehr. Nur Fachschulen für Frauenarbeit und Hausindustrie können der überhandnehmenden Verarmung steuern.

Dr. W. T.

Ein gefiederter Gärtner. Der Vogel, welcher sich den Lesern im Bilde (S. 29) präsentiert, gehört zur Gattung der Paradiesvögel und ist in die Register der Naturforscher unter dem Namen *Amblyornis inornata* eingetragen. Die *Amblyornis* ist, was die Farbpracht des Gefieders wie die äußere Erscheinung überhaupt betrifft, der schmutzloseste und unansehnlichste Paradiesvogel, wohingegen er an Intelligenz seine Stammesgenossen weit überragt. Nach einem Bericht von Odoardo Beccari, der diesen Vogel im Jahre 1875 in Neuquinea (Westküste von Afrika) zu beobachten Gelegenheit hatte, erreicht die *Amblyornis* die Größe einer Turteltaube; das Gefieder ist in der Hauptsache braun gefärbt. Beccari hat den Vorschlag gemacht, den Vogel Gartenvogel zu nennen, wohl um deswillen, weil sich vor seinem Neste oder besser vor seinem Baue stets ein mit allerlei Früchten, Blumen und Blüten ausgeschmückter und wohlgepflegter Platz vorfindet. Mit demselben Recht kann man die *Amblyornis* auch den Baumeister unter den Vögeln nennen, denn das Nest oder der Bau lenkt nicht minder die Aufmerksamkeit des Beschauers auf sich. Nach den Aufzeichnungen Beccari's wählt der Vogel zum Baue seines Nestes einen ebenen Platz an einem kleinen Baum, der in der Regel die Dicke eines Spazierstockes hat. Am Fuße des Baumes errichtet er eine Art niedrigen Regal, der meist eine Handbreit im Durchmesser hat und wesentlich aus Moos besteht. Die Höhe des Regals oder Stammes, der als Pfeiler dient, ist wenig geringer als die Höhe des ganzen Baues, etwa 62 Centimeter. In dem Gipfel des Pfeilers befinden sich ringsherum und methodisch aufgelagert Stämmchen von einer Orchidee, doch so, daß vorn ein Eingang offen bleibt. Viele andere Stämmchen sind in verschiedenen Richtungen quergelegt, so daß die ganze Lagerung möglichst undurchdringlich wird. Zwischen der Außenwand und dem inneren Moosregal ist ein runder Gang angelegt. Der Durchmesser des ganzen Baues beträgt etwa 1 Meter. Die Stämmchen der Orchidee finden sich in großen Büschen auf Baumzweigen und sind ebenso biegsam als dauerhaft. Die Blätter läßt der Vogel an den Stämmchen, ja er macht sie womöglich noch fest; und offenbar verwendet er gerade diese Pflanze zu seinem Nestbaue, weil sie sehr lange frisch bleibt und der Fäulniß fast gar nicht ausgesetzt ist. Vor dem Neste errichtet unser Baumeister eine Wiege von herbeigebrachtem Moos, die frei von Gras, Steinen, überhaupt frei von allen, gewissermaßen die Schönheit des Ganzen beeinträchtigenden Gegenständen ist. Auf diese Wiege oder Rafen werden Blüten oder Früchte von frischen Farben so ausgebreitet, daß die Fläche den Eindruck eines kleinen zierlichen Gartens macht. Die meisten Zierrathen befinden sich am Eingange des Baues, und es scheint, als ob der männliche Vogel den Eingang täglich mit neuen Früchten, Blumen und Blüten ausschmückte, um dem Weibchen Ueberreichungen zu bereiten. Alles muß aber von hervorleuchtender Farbe sein. Unter den Früchten fanden sich kleine violette Aepfel vor; auch eine rothe Frucht, die von einer Pflanze, ähnlich dem Ingvergewächs, stammt, wurde vorgefunden. Die Blätter hatte der Vogel einem stattlichen Heidelbeerstrauch entnommen. Auch an Pilzen und farbigen Insekten fehlte es in dem Garten nicht. Was von dem Gartenschmuck verdorrt oder ungesund geworden ist, wird entfernt und an die Seiten des Baues gelegt. Eine weitere Merkwürdigkeit im Charakter des Vogels ist, daß er das Geschrei und Gesänge von Vögeln nachzuahmen im Stande ist, welcher Umstand ihm auch den Namen *Burnu Guru*, d. i. Meister- oder Lehrervogel, eingetragen hat. Sein anderer Name ist *Tukan Kobon* (Gärtnervogel).

Außer dem wenig in die Augen fallenden Vogel stellt das Bild auch den ganzen Nestbau desselben dar. Die Figur in der Ecke rechts oben vergegenwärtigt den Plan. A ist der Mittelpfeiler, B ist der

Grundpfeiler an demselben, C ist der Gang, D ist der Grundumfang des Dachs, E ist der Garten, F, G, H und I sind die Stellen, wo die Früchte und Blüten der verschiedenen Pflanzen, aber alle gesondert, hingelegt werden, die Stellen KK dienen zur Ablagerung aller verwehten oder verwesten Gegenstände. S.

Die Katastrophe von Szegedin. Wohl besteht das Leben des einzelnen Menschen und das der Nationen in einem unausgesetzten Kampfe gegen die zerstörenden Kräfte der Natur und unerbittlich nagt der Zahn der Zeit an den stolzesten Denkmälern der Baukunst; aber daß die Wohnstätte von 75,000 Menschen binnen wenigen Tagen von der Sturmfluth der Erde gleich gemacht wird, ist jetzt nur noch in einer ungarischen Stadt, wie Szegedin, möglich, deren kaum metertief gefestete Häuser, von bloß an der Luft getrockneten Lehmziegeln gebaut, von allen vier Seiten frei in breiten ungepflasterten Straßen stehen. Was dem Wogenprall widerstand, brückte das entsefeste Element mit seinen suchten Armen wie Drei zusammen. Das konsistente Material der steingemauerten Regierungsgebäude wollte und stürzte ebenfalls zusammen, weil der lockere Untergrund, vom Wasser gierig vollgeseugen, jeden Halt verlor. Zur Erkklärung der Bodenbeschaffenheit der ungarischen Tiefebene zwischen den Flüssen Donau und Theiß müssen wir das Buch der letzten Erdrevolution aufschlagen, denn was der gewaltige Theißstrom, das einzige Rinnsal der südlichen Karpathenabdachung, in den Zerstörungstagen vollbracht, zumal die verheerende Wirkung seiner Inundations-Gewässer (die Wassermasse außerhalb des Flußbettes) erinnert geradezu an jene vorhistorische Hochfluth die vor verhältnißmäßig nicht allzulanger Zeit die Tiefebene der Theiß und Donau bedeckte. Von dem Festlandboden Europas ist jener der großen ungarischen Tiefebene, in deren Mitte Szegedin schutzlos und kaum einige Meter über dem Normal-Niveau der Theiß liegt, zweifellos der jüngste. Die weiten sarmatischen Steppensflächen von den Karpathen bis zum Ural, sowie die flachen Gestadländer Norddeutschlands waren längst von den Seesluthen befreit, als im Stromgebiete der untern Donau noch immer Meereswogen jenen Diluvialboden peitschten, auf welchem heute zahllose blühende Städte liegen, wogende Kornfelder mit unermesslichem Erntesegen sich breiten und das Dampfroß nach allen Richtungen die einförnige, aber in ihrer Art gleichwohl malerische und vom feurigen Volksliede poetisch verklärte Ebene durchbraut. Das heutige ungarische Tiefland und die rumänische Ebene dürften in demselben Zeitraum von ihren Wassern befreit worden sein. Jedenfalls ging der Abfluß des „Dacischen Meeres“, dessen einstigen Seeboden das heutige Rumänien bildet, voran; die Gestade zunächst des Schwarzen Meeres wurden trocken und an der bulgarischen Uferküste (Dobrubtscha) bildete sich ein Gewässer, ein Fluß, der ausschließlich von jenen Bächen gespeist wurde, die einerseits in der hohen Balkankette, andererseits in den transilvanischen Alpen Siebenbürgens entspringen. Wenn von einem Ursprunge dieses großen dacischen Flusses überhaupt die Rede sein kann, so dürfte er am sogenannten „Eisernen Thor“ zu suchen sein, wo zwischen Bazias und Orsova ein Knoten das Baltan- und Karpathensystem verbindet. Dieser Gebirgsknoten war ursprünglich der Riegel, welcher das ungarische Meer von dem rumänischen trennte. Als die unermüdete Fluth die felsenbarre durchsägte, erfolgte der Durchbruch durch jenes großartige Defilé, das heute den Namen „Kazan“ trägt und leider heute noch zur Hochwasserzeit die Gewässer staut, daß sie rückprallend die Theißniederung als Springfluth bedecken. Daß das „Eiserne Thor“ für die enormen Wassermassen der Donau, Theiß, Save und Drau zu schmal ist, haben alle Generationen zu ihrem Schrecken erfahren müssen, und doch niemals an die Abhülfe der Gefahr gedacht. Auch heute dürfen wir annehmen, daß die Katastrophe, durch welche die Stadt Szegedin vernichtet wurde, sich nicht so entseflich gestaltet hätte, wenn die Regierungsorgane nicht in einem unverzeihlichen Optimismus befangen gewesen wären. Der Regierungskommissär hatte keine Kenntniß von jener barometrischen Depression, die am 11. März sich bereits zeigte und das Herannahen eines Sturmes von Norden verkündete. Auf die Thatsache gestützt, daß ein momentanes Fallen des Wassers um 15 Centimeter eingetreten war, poßante er in die Welt die trügerische Botschaft, daß Szegedin gerettet sei. Da kam der Sturm und wälzte mit der schäumenden Fluth über die Dämme die Leichen der Deicharbeiter in die Straßen der unglücklichen Stadt, deren Bewohner im Schlafe vom Verderben ereilt wurden. Nord- und südwestlich von den Wällen der Alßöld und Staatsbahn gestaut, stürmte das Wasser durch die Rauchsänge in die verammelten Häuser. So fanden Viele, durch die Fluth überrascht, ihren Tod, die sich gerettet hätten, wenn man ihnen die Gefahr rechtzeitig bekannt gegeben hätte. Rettungsboote waren so gut wie gar nicht vorhanden und die wenigen Fahrgenossen konnten in der Schreckensnacht den Weg nicht zu den einstürzenden Häusern finden, weil die Gasbeleuchtung von dem eindringenden Wasser zerstört worden war. Die Verwirrung dieser angstvollen Stunden beleuchteten hier und da brennende Häuser, von ruckloser Hand angezündet. Von 10,000 Baulichkeiten sind 8200 eingestürzt, unter deren Trümmern man tausende von Leichen aufgefunden hat. Die immer wachsende und vom Sturm gepeitschte Fluth legte dann an dem Hügel von Neu-Szegedin und Söbreg, wohin sich die Ueberlebenden gerettet hatten. Auch die Maros und Körös, die in geringer Entfernung von Szegedin in die Theiß münden, hatten ihre Ufer überfluthet und bedrohten die Drischaffen Szentes, Hoid-Mezö-Basarhely und Szongrad. Die in unmittelbarer Nähe liegenden Dörfer Doroczma,

Ughö und Tapé sind gleich Szegedin von der Hochfluth verschlungen worden. Was an Gut und Blut, Wald und Ausfaat das türkische Element verschlungen, ist noch bis heute nicht zu bestimmen. Wir wollen hoffen, daß die Erfahrungen dieses elementaren Ereignisses zum künftigen Heile der Theißbewohner ausgenützt werden. Es lassen sich nicht alle elementaren Katastrophen verhindern, aber es ist möglich, die Ausdehnung derselben zu beschränken. Dafür ist nicht in entsprechender Weise gesorgt worden. Angesichts des Glends war der nationale Antagonismus völlig geschwunden und aufopfernde Menschenliebe an seine Stelle getreten. In einem nächsten Artikel wollen wir über das weitere Schicksal von Szegedin berichten. Dr. M. T.

Das Budget der Frau von Pompadour. Die Freundinnen der Fürsten des vorigen Jahrhunderts wurden durch ungeheure Geschenke für den Verlust ihres guten Rufes entschädigt und gestatteten sich eine Verschwendung, die uns heutzutage fabelhaft erscheint. Die Pompadour trieb es noch nicht am ärgsten und doch brachte sie Frankreich in den neunzehn Jahren ihrer Herrschaft von 1745—1764, um 36,924,140 Livres, wozu noch 1,700,000 Livres Schulden kommen. Das Verhältnis ihrer einzelnen Ausgaben gestaltet sich, wie folgt:

Für Gebäude	7,500,000 Livres
Reisen, Schauspiele und Feste für den König	4,000,000
Lohn der Bedienten	1,518,886
Beleuchtung und Heizung	810,000
Kleidung	350,225
Leinwand	1,777,000
Küchengerath	66,172
Zu ihrer Befriedigung (pour se satisfaire)	1,338,167
Gold- und Silbergeschirr	687,600
Goldene Dosen	394,000
Diamanten	1,783,000
Ladirte Sachen	111,945
Chinesisches Porzellan	150,000
Geschnittene Steine für den König	460,000
Denkmünzen	400,000
Gemälde	60,000
Bücher	12,500
Wagen und Pferde	1,800,000
Stallung und Fütterung	1,300,000
Für ihre Gesellschaftsdamen	460,000
Schulden ihres Vaters	400,000
An Verwandte, Diener und Klöster	229,236
An die Armen	150,000

Diese Ausgaben wurden durch Geschenke des Königs und aus andern Quellen bestritten. Die Pompadour bezog ein förmliches Gehalt, 4000 Livres monatlich und 40,000 Livres Neujahrsfelder. Viel brachte ihr das Spiel ein, denn wer hätte nicht der Geliebten des Königs gegenüber verlieren wollen. Sie gewann an manchem Abende im Landsknecht 9000, 20,000, ja selbst 30,000 Livres.

Dr. B. R.

Die orientalischen Gewürze, welche die Römer kaum in den letzten Zeiten ihrer Macht kannten, wurden in Frankreich erst durch die Kreuzzüge bekannt. Der hohe Preis derselben, die Seltenheit, die Entfernung der Länder, wo sie herkommen, setzten sie bei uns bald in großen Werth. Als im Jahre 1163 ein Abt von St. Gilles sich von König Ludwig VII. (1137—1180) eine Gnade zu erbitten Willens war, so glaubte er sie desto eher zu erlangen, wenn er ihm einige Spezereien aus der Levante sendete. Alle noch vorhandenen Manuscripte aus den Zeiten der Kreuzfahrer sind voller Lobeserhebungen des Zimmts, Ingwers, der Muskatnüsse u. s. w., welche die Dichter damals mit den vorzüglichsten Wohlgerüchen verglichen. Es war indessen nicht bloß Sinnlichkeit, die unsere Vorfahren zum Gebrauch der orientalischen Gewürze leitete: da sie gewohnt waren, sich mit schwerem Fleische zu nähren, so glaubten sie durch diese Spezereien die Verdauung zu befördern. Erst im achtzehnten Jahrhundert machte Poivre den glücklichen Versuch, von der Insel Ceylon Muskat- und Gewürznelkbäume zu holen und nach Isle de France zu verpflanzen; ein Unternehmen, das vom besten Erfolge gekrönt wurde. Dr. B. R.

Die erste Tapezirung der Mauern bestand bei den alten Franzosen aus Strohmatte: sie wußten die Strohsarben auf eine so künstliche Art anzuordnen, daß diese Matten ganz hübsche Tapeten vorstellten. Die Stadt Pontoise hatte in dieser Arbeit den höchsten Ruf. Noch jetzt liefert die Levante sehr fein und künstlich gewebte Matten. Sehr be-

diente man sich in Schlössern und Städten statt der Matten der von Wolle und Seide durchwirkten Tapeten, die allerhand Zeichnungen, ja ganze Gemälde darstellten. Diese Art Arbeit scheint sehr alt zu sein, denn man sieht noch in der Sarkisterie der Kathedralkirche zu Bayern ein altes Städtetapete, das die Eroberung von England durch Wilhelm den Normannen (1066) darstellt. Der Gelehrte Montfaucon glaubt, daß diese Tapete bald nach dieser großen Begebenheit verfertigt worden sei. Indessen dauerte es lange, bevor diese Art Wandbekleidung allgemeiner wurde. Dies geschah erst im fünfzehnten Jahrhundert, als die Herzöge von Burgund Herren der Niederlande waren. Nur sehr reiche Leute konnten sich solcher Tapeten bedienen, weil sie außerordentlich theuer waren. Weniger Bemittelte mußten mit ungarischen oder bergamastischen Tapeten fütlich nehmen. Diese letztern hatten ihren Namen von der Stadt Bergamo in der Lombardei, wo sie erfunden wurden, sie werden von ziemlich grober verschiedenfarbiger Wolle gemacht. Die ungarischen sind etwas kostbarer, weil Seide zu ihnen verwandt wird. Beide Arten Tapeten wurden auch in der Normandie verfertigt. Dr. B. R.

Der Thee erfährt hinsichtlich seines Preises und der auf ihm lastenden Abgaben eine so hohe Steigerung wie kaum ein anderer Handelsartikel. Zuerst wirft er dem chinesischen Erbauer und dann dem Theehändler, der ihn zubereitet, einen erklecklichen Nutzen ab. Dann wird er, nach der Hafenstadt Kanton gelangt, auf direkte und indirekte Weise fünf bis sechs mal besteuert, und nachdem der en gros handelnde Hongkaufmann einen großen Gewinn von ihm gezogen, auch noch von den Beamten der Lokalregierung besteuert. Von hier kostet er eine ungeheure Fracht nach Europa, und nachdem die ostindische Kompagnie ihren reichlichen Gewinn entnommen, fällt er der Krone anheim, die den Thee mit 100 Prozent nach seinem Werthe belegt. Endlich kommen die Makler, die Groß- und Kleinhändler, welche sämmtlich bei Kauf und Verkauf ihren Profit machen. Diesen Tribut könnte Europa sich ersparen, da der Thee nur ein Modetrunk ist und nicht allein zur Erhaltung der menschlichen Gesundheit nichts beiträgt, sondern sogar wegen seiner arzneilichen Eigenschaften durch einen fortgesetzten Genuß diese schädigt. Dr. B. R.

Die Kunst des Brodbäckens war anfangs den alten Römern unbekannt; sie nahmen die Körner aus den Aehren und verzehrten sie entweder frisch oder rösteten sie leicht, auch warfen sie dieselben in warmes Wasser, um sie zu erweichen. Nach diesem kam man auf den Einsall, die Körner zu zerstoßen, und erst lange nachher wurden die Handmühlen erfunden. Diese waren zu Cäsar's Zeit (59 bis 50 vor Christi Geburt) in Gallien, sowohl in den Städten, wie auf dem Lande, allgemein in Gebrauch. Die Windmühlen wurden erst nach dem ersten Kreuzzuge, im Anfange des zwölften Jahrhunderts in Europa bekannt, nachdem die Kreuzfahrer diese nützlichen Maschinen bei den Sarazenen kennen gelernt hatten. Wassermühlen wurden erst später allgemeiner. Aber schon unter Kaiser Augustus (30 vor bis 14 nach Chr. Geb.) war in Rom eine Wassermühle gebaut worden, die als außerordentliche Merkwürdigkeit betrachtet wurde. Die Kunst, das Getreide zu mahlen, führte nun auch zu der Kunst des Brodbäckens, die ein römischer Leibeigener erfunden haben soll, welcher, nebst seiner Freiheit, große Belohnungen erhielt. — Rund geschnittene Brode dienten den Gästen bei Schmausereien als Teller. Dieser Gebrauch erhielt sich einige Jahrhunderte und wird noch in der Krönungsgeschichte Ludwig XII. (1498 bis 1515) erwähnt. In gewissen Gegenden mahlen die Bauern bei Mißwachs Heu zu grobem Mehl und bereiten daraus Brod. Auch findet man in den alten Mönchsregeln für gewisse Berggehungen die Strafe festgesetzt, eine Zeit lang Heubrod zu essen. Dr. B. R.

Musik als Reizmittel. Alfieri pflegte oft, ehe er dichtete, seinen Geist durch Anhören von Musik vorzubereiten. „Fast alle meine Tragödien“ — sagte er einst — „skizzierte ich in Gedanken beim Anhören von Musik oder wenige Stunden später“; ein Umstand, der auch von vielen anderen Dichtern und Schriftstellern verzeichnet worden. Lord Bacon ließ sich in einem an sein Studierzimmer anstoßenden Gemach eine Kapelle spielen. Milton wurde beim Anhören der Orgel von seinen solennem Inspirationen erfüllt. Musik war auch eine Nothwendigkeit für Warburton, den empfindsamen Dichter. Ein berühmter französischer Prediger, Bourdaloue oder Masilia, entwarf seine Predigten, die er vor dem Hise zu halten hatte, während er seine Geige spielte. Curron, der eminente Advokat, dachte über seine geistvollen Plaidoyers ebenfalls mit der Geige in der Hand nach. Auch Lema, der im Wahnsinn geendet hat, entwarf geigen spielend seine düstern Poesien. Dr. B. R.

Inhalt. Dem Schicksal abgerungen, Novelle von Rudolph von B. . . . (Fortsetzung). — Das „Leben“ der Erde, von C. Fehleisen (Schluß). — Das ältere deutsche Lied in seiner politischen Bedeutung; literarhistorische Skizze von W. Wittig (Schluß). — Marienwärmchen. — Die Kiplochlamme (mit Illustration). — Ein gesiederter Wärtner (mit Illustration). — Die Katastrophe von Szegedin. — Das Budget der Frau von Pompadour. — Die orientalischen Gewürze. — Die erste Tapezirung der Mauern. — Thee. — Die Kunst des Brodbäckens. — Musik als Reizmittel.

Verantwortlicher Redakteur: Bruno Geiser in Leipzig (Südstraße 5). — Expedition: Färberstraße 12. II.

Druck und Verlag der Genossenschaftsbuchdruckerei in Leipzig.